Der Roman einer Prinzessin.



Roman von Hans Hyan.

Edition Zulu-Ebooks.com

EDITION ZULU-EBOOKS.COM
– https://zulu-ebooks.com –

Hans Hyan

Der Roman einer Prinzessin

Nach der Veröffentlichung als
Fortsetzungsroman im „*Neuen Wiener Journal*“

15. Januar bis 25. März 1906
(14. Jg., Nrn. 4392 – 4461)

Neues Wiener Journal
Unparteiisches Tagblatt.
Herausgeber: J. Lippowitz.

Montag, 15. Januar 1906

Heute beginnen wir mit dem Abdruck eines neuen Romans:

„Der Roman einer Prinzessin“
von *Hans Hyan*.

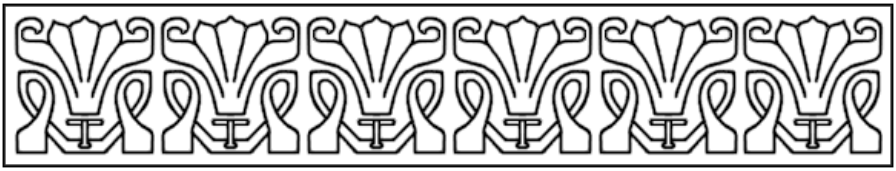
Wir bieten damit unseren Lesern ein Meisterwerk spannender Erzählungskunst, das sich durch machtvolle Steigerung der Ereignisse, überraschende Lösung der Konflikte, vor allem aber durch plastische Darstellung der interessanten Personen auszeichnet. Der Titel erscheint geeignet, die Vermutung hervorzurufen, als ob es sich um einen „Schlüsselroman“ handle; diese Annahme trifft nun allerdings nicht zu, doch muß eingeräumt werden, daß in dichterisch freier Ausgestaltung tatsächliche Ereignisse vorgeführt werden, deren Entwicklung und Verlauf vor noch nicht langer Zeit mit allgemeiner Spannung verfolgt worden sind.

Der Roman einer Prinzessin

von *Hans Hyan*

(1)





Erstes Kapitel.

Der Bois de Boulogne lag in dem glänzenden Licht eines Herbsttages. Die Sonne spiegelte sich in dem See, dessen zahme Schwäne von den kokett gekleideten Kindern gefüttert wurden, und drüben auf der großen Allee begann trotz der frühen Stunde schon der Korso, jener Wagenaufzug, der mit der Schönheit und Eleganz seiner Equipagen, mit dem raffinierten Geschmack, besonders des weiblichen Publikums, wohl einzig in der Welt dasteht. Keine Pariserin, die es sich leisten kann, wird versäumen, sich dort hin und wieder sehen zu lassen, neue Moden werden dort kreiert und die Pariser Zeitungen berichten ganz ernsthaft in spaltenlangen Artikeln über die neuesten Toiletten der tonangebenden Damen der Gesellschaft.

Heute war der Andrang der Equipagen noch nicht so stark, daß flinkere Gespanne nicht die Reihen hätten durchbrechen und vorauseilen können. So glitt eben ein Hansom, ganz in weiß gehalten, nur mit weißen Rosen geschmückt, zwischen den Wagen hindurch. Der Kutscher, dessen dunkelgrüne Livrée ebenso wie die des Dieners die Fürstenkrone zeigte, lenkte den durch die Dezenz seiner Farben und die Anmut seiner Form auffallenden Wagen jetzt in eine Seitenallee und, von vielen Seiten begrüßt, von allen beobachtet, verschwand die Erbprinzessin von Hohenhain mit ihrer Hofdame zwischen den grün belaubten Büschen des Bois.

In diesem Augenblick hatten alle die Damen, die sich mit den ihnen gegenübersitzenden oder nebenher reitenden Kavalieren unterhielten, nur einen Gesprächsstoff: die Prinzessin.

Sie war mit einem ziemlichen Gefolge in Paris angekommen, hatte im Faubourg St. Germain, diesem alten Quartier des Adels und der hohen Herrschaften, ein superbes Hotel inne und gab immer neuen Gesprächsstoff durch ihre immense Verschwendung, ihre erfinderischen Toilettenkünste und durch ihre Art, sich zu zeigen, die unter dem Anschein der größten Zurückhaltung doch in der Tat die Blicke dieser verwöhnten und gewiß nicht leicht zu fesselnden Pariser auf sich zog.

Verkehr pflegte die hohe Frau so gut wie gar nicht. Das Gerücht eines sehr unglücklichen Ehelebens war ihr vorausgegangen und zwang sie, nun erst recht jeden bösen Schein zu vermeiden. Aber vielleicht war es gerade dieser Nimbus einer unglücklichen Frau, der ihr ein so großes und allgemeines Interesse sicherte.

Wer sie jetzt neben ihrer Hofdame Mataswintha von Randow sah, wie sie herzlich lachend plauderte und mit dem lebhaftesten Interesse ihre Umgebung betrachtete, der hätte übrigens kaum einen tiefen Kummer bei ihr vermutet.

Die Prinzessin hatte nicht das flammendrote, starklockige Haar und die samtweiche Haut ihrer Begleiterin, auch das undefinierbare Schillern der grünlichen Augen, mit denen die Komtesse ihre Umgebung faszinierte, fehlte der Fürstentochter.

Aber dafür hatte diese eine wahrhaft königliche Haltung und Gebärde. Ihr großes, blühendes Gesicht verfügte über einen so edlen Schnitt, daß man unwillkürlich an eine jener antiken Gemmen erinnert wurde. Und ihre Figur, das sah man auch, während sie saß, war groß, schlank und von der gesunden Fülle der Frauen, die ohne zu altern das dreißigste Jahr überschritten haben. Auf dem starken, blonden Haar, das englisch frisiert war, trug sie ein Strohhütchen von silbergrauer Farbe und ihr Kleid, das in derselben Nuance schimmerte, hatte nur nötig, ihren Formen zu folgen, um den selten vornehmen Typ dieser Frau zu vervollständigen. Kein Brillant im Haar oder Ohr, kein Schmuck am Kleide, nur an der schönen, energischen Hand ein Ring mit einem Chrysopras, ein altindischer Ring, dessen geheimnisvolle Inschrift ein Zauberwort enthalten sollte, das den, der es wußte, befähigen sollte, sich sein Schicksal selber zu gestalten. – Aber der Prinzessin war es trotz aller Umfragen bei Gelehrten und Laien nie gelungen, den Sinn dieser indischen Weisheit zu entziffern.

Die hohe Frau hatte in dem hübschen, weißen Gefährt, das den Parisern so gut zu gefallen schien, das Boulogner Gehölz durchfahren und eben wollte der stattliche Schimmel wieder in die Hauptallee einbiegen, als ein Reiter, auf einem kohlschwarzen, sehr wilden Pferde dahersprengend, ihm den Weg verlegte.

Der fürstliche Leibkutscher wollte an dem Reiter vorbeizukommen suchen, aber die Prinzessin gebot ihm, stillzuhalten. Sie selbst, eine geübte Reiterin, kannte diese störrischen Pferde, die, eben noch mit allen vier Hufen wie in den Boden gerammt, plötzlich gleich einer Feder losschnellen und ihre Umgebung in die größte Gefahr bringen.

Nebenbei interessierte sie dieser Kampf zwischen dem Rapphengst und seinem Reiter, dessen Gestalt mit dem Roß verwachsen schien und dessen Muskeln man wohl zutrauen konnte, daß er das widerspenstige Tier würde bändigen können.

Eine ganze Weile hielt sich der Mann, der die Uniform eines Artillerie-Regiments trug, ganz still, nur mit dem Lederhandschuh klopfte er den bebenden Hals des Pferdes. Dann aber, als es gar nicht von der Stelle wollte, suchte er es mit leichten Spornstichen anzutreiben. Das Tier gab sich Mühe, den Kopf zu nehmen, um so tief seinen Reiter über den Hals auf den Rasen zu spedieren, aber der Artilleriehauptmann vereitelte diese Tücke durch einen kurzen Riß an der Kandare. Und wieder schmeichelte er ihm, redete ihm zu und wollte es sanft vorwärts bringen. Da versuchte der Hengst mit angelegten Ohren herumzubeißen.

Und nun sah man plötzlich, wie in dem bronzenen Gesicht des Offiziers der Zorn emporflammte. Den Fischbeinreitstock in fester Faust, führte er einen sausenden Hieb

zwischen die Ohren des Tieres, das wiehernd emporstieg. Und jetzt hagelten die Hiebe nur so auf den Hengst hernieder, während mit voller Gewalt geführte Sporenstöße seine Flanken mit Blut betupften. Das Pferd ging vorwärts und rückwärts, wie aus der Pistole geschossen, aber sein Reiter gab ihm mit Schenkeldruck und Zügel nicht einen Zoll weiter nach, als er nachgeben wollte. Das tiefe Schwarz des Gaules schimmerte feucht und am Sattelgurt und Gebiß hingen weiße Schaumflocken. Jetzt drängte es gegen einen Baum, um den Reiter abzustreifen, aber behend rückte der Hauptmann den Schenkel nach vorn und lancierte das Pferd nach links hinüber, ihm zum vollen Galopp die Zügel gebend. Der Rappe brach aus, wie ein Rasender, und das Publikum, das sich schnell gesammelt hatte, stob schreiend nach allen Seiten.

Die Erbprinzessin von Hohenhain saß vorgebeugt, mit glänzenden Augen in ihrem Wagen und selbst die Komtesse Mataswintha, die sich rühmte, nichts könne sie in Erstaunen setzen, verfolgte gespannt den Verlauf dieses kraftvollen Schauspiels.

„Wenn ihm nur nichts passiert!“ meinte die hohe Frau leise.

„Im Gegenteil, ich fände es interessanter, wenn er ein wenig das Genick bräche!“ bemerkte die Komtesse, während in ihren grünen Augen eine echt weibliche Grausamkeit aufleuchtete.

Aber die Erbprinzessin verwies sie sehr ernst und als Mataswintha sich mit einem Scherz entschuldigte, meinte Prinzeß Margarete:

„Auch im Scherz soll man so etwas nicht sagen! Ich glaube immer, Worte und Gedanken eines daneben Stehenden üben auf den, der sich in einer so ernsten Situation befindet, ihren Einfluß aus!“

Die Komtesse beugte sich zurück und lächelte spöttisch, während die Prinzessin wieder nach dem mutigen Reiter spähte.

Und jetzt kam er zurück.

Das zitternde, über und über mit Schweiß bedeckte Pferd in ruhiger Gangart haltend, ritt er bis an den Wagen, parierte den Hengst, der jetzt ganz ruhig stand, und entschuldigte sich, daß er die Damen in ihrer Spazierfahrt gestört und aufgehalten habe.

Sein Blick traf dabei die Fürstin, in der er instinktiv die Höhergestellte erkannte, und unter diesem festen und doch warmen Blick regte sich in dem Herzen der fürstlichen Frau, die ihre hohe Stellung so sehr vereinsamt hatte, etwas, das sie trotz ihrer dreißig Jahre noch nicht kannte.

Auch Mataswintha betrachtete den Kavalier. Auch ihr gefiel er, aber wie einem Räuber sein Opfer gefällt, und das Wohlgefallen an seiner stolzen, männlichen Erscheinung wurde fast aufgewogen durch den Zorn über die Art, wie er sich über sie hinweg an die Prinzessin gewandt hatte.

Ihr ungewöhnlich scharfer und argwöhnischer Geist witterte hier auch sofort eine Intrige. Eine Intrige, zu der ihr dieser Mann und die Prinzessin Gelegenheit geben würden. Sie ahnte schon das kommende Interesse dieser beiden außergewöhnlichen Menschen für einander und ihre Ränkesucht lag sofort auf der Lauer, bereit Unheil zu stiften und alles zum Bösen zu wenden.

Die Erbprinzessin befand sich sofort in interessiertem Gespräch mit dem Offizier. Ihre impulsive Natur, der die strenge Etikette des Hofes von jeher ein Greuel gewesen war, fragte nicht, ob es für sie unter diesen Umständen und in solcher Umgebung schicklich sei, mehr als ein höfliches Wort an den ihr fremden Mann zu richten. Seine Kraft und Kühnheit imponierten ihr, sein Gesicht verriet ihr den guten, braven Menschen, das war für sie Grund genug, sich minutenlang mit ihm zu unterhalten.

Aber das eisige Schweigen ihrer Hofdame brachte sie doch bald zu Erkenntnis dessen, was ihr als der Tochter eines Herzogs und der Gattin eines einst regierenden Fürsten gezieme. Nicht ganz ohne Befangenheit, die ihr freier, selbstsicherer Sinn sonst nicht kannte, verabschiedete sie den Offizier, der nach einer tiefen Verbeugung auf dem nun völlig gebändigten Pferde langsam davonritt.

Dann gab die Prinzessin mit einem unterdrückten Seufzer den Befehl zum Weiterfahren. Mit der Komtesse sprach sie kein Wort. Und als diese in lauerndem Tone fragte:

„Haben Hoheit irgend etwas an mir zu tadeln gehabt?“

Da antwortete Prinzessin Margarete mit einem stolzen Aufwerfen ihres Hauptes:

„Durchaus nicht, Komtesse! … Ich schätze Sie und Ihr ganzes Wesen so, wie Sie es verdienen!“

Die Ironie in diesen Worten war so deutlich, daß auch eine weniger Kluge als Mataswintha sie herausgehört hätte.

Hinter der klaren Haut der jungen Gräfin stieg plötzlich das Blut empor. Sie schwieg einige Augenblicke, dann aber sagte sie mit einer Stimme, die so sanft klang wie Harfenton:

„Ich verdiene so viel Güte gar nicht, Hoheit! … Aber Euer Hoheit können fest überzeugt sein, daß ich stets alles tun werde, was in meinen schwachen Kräften steht, um Euer Hoheit meine Gefühle zu zeigen!“

Die Erbprinzeß sah ihrer Hofdame ins Gesicht, aber auch nicht eine Miene in diesem schönen Mädchenantlitz rechtfertigte den Argwohn, ihren Worten könne ein verhängnisvoller Doppelsinn innewohnen.

Und schweigend, gleichsam aneinander zu Eis geworden, fuhren die beiden Damen nach Hause.

Zweites Kapitel.

Nach einer Nacht, in der es leise, ganz leise geregnet hatte, teilten sich vor Sonnenaufgang die Wolkenschleier und das Morgenrot ging an dem lichten Blau des Firmaments feurig empor.

Der Wald erschauerte in dem sanften Wind, der wie der erste Atemzug des jungen Tages durch die Wipfel strich. Und gedämpft, wie in einem Riesenkonzert zuerst einzelne Instrumente ihren Ton probieren, erklangen die ersten Stimmen der erwachenden Vögel.

Da rollten auf dem Moospfad, der sich durch den prächtigen Buchenwald hinzog, mehrere Wagen mit Herren im Jagdkostüm dahin, die sich im Flüsterton von den Aussichten des Tages und ihren Vermutungen hinsichtlich des Wildes unterhielten.

„Na, was meinen Sie, Burgsdorf, werden wir starke Hirsche im Trieb haben?“

Der Angeredete, eine prächtige Jägergestalt mit einem bis auf die Brust reichenden weißen Bart, zog an seiner Zigarre und meinte:

„Das kann man nie wissen, Hoheit! … Daß wir Hirsche haben, ist sicher, dafür kenne ich meine Leute, aber die Zwanzig- und mehr Ender, wie Hoheit sie lieben, lassen sich so leicht nicht gegen den Zaun drücken! … Neulich, wie ich Euer Hoheit telegraphierte, da hätten Hoheit gut einen braven Hirsch schießen können!“

„Ach so, den Vierundzwanzigender! … Auf der Pürsche! …“ das kleine graue Gesicht des Fürstensohnes, in dem der dünne Schnurrbart so sorgfältig gebürstet war, sah geringschätzig drein, „und dann um den einen Hirsch! Das lohnt ja die Fahrt hieher gar nicht!“

Die übrigen Herren schwiegen, nur der Oberjägermeister konnte sich nicht enthalten zu sagen:

„Euer Hoheit haben zu befehlen, aber ich für meinen Teil pirsche mich trotz meiner sechzig Jahre noch ganz gerne an solchen Kapitalhirsch, solch alten Recken, heran, und wenn ich auf dem Bauch kriechen muß! … Mir macht nichts Freude, was nicht auch Mühe macht!“

Der Oberjägermeister war einer von den wenigen, die sich dem Fürstensohn gegenüber ein freies Wort erlauben durften, denn der Alte stand bei dem regierenden Herrn in hoher Gunst. Er hatte diesem auf der Saujagd einmal das Leben gerettet.

Aber es klang trotzdem recht ungehalten, als der Erbprinz erwiderte:

„Mein Gott ja, lieber Burgsdorf, wir haben ja auch gar nicht die Absicht, Ihnen Vorschriften zu machen, wie Sie Ihren Hirsch schießen sollen! … Das macht jeder, wie er will! … Die Hauptsache ist, daß wir heute recht viel Wild vor die Büchse kriegen! … Haben Sie den Wildzaun auch gehörig nachsehen lassen?“

Der Weißbart versteckte ein Lächeln, als er sagte:

„Hoheit dürfen ganz beruhigt sein, es ist alles in bester Ordnung! … aber wenn ich jetzt die Bitte aussprechen darf, die Unterhaltung tunlichst einzuschränken, hier herum hat ein Sprung Hirsche seinen Standort, den wir nicht vor der Zeit vergrämen wollen!“

Die Kutscher der beiden Equipagen zügelten ihre Pferde – es waren durchwegs Goldfüchse, schöne, edel gebaute Tiere von großer Schnelligkeit – und im Schritt ging es jetzt durch den tauigen Wald, in dem das Vogelkonzert lauter wurde und in dessen grüne Blätterfülle die Morgensonne nun ihre ersten Strahlen sandte.

Der moosbewachsene Pfad mündete bald in einen breiteren Weg, an dessen linker Seite sich der über drei Meter hohe Doppeldrahtzaun hinzog.

Noch wenige Minuten, dann war der Stand erreicht. Einige künstliche Erdhügel, auf denen die Schützen Posto faßten, waren dort aufgeworfen.

Der Oberjägermeister teilte jedem der Herren seinen Stand zu. Auf dem höchsten, in der Mitte gelegenen Hügel stellte sich der Erbprinz selber auf und hinter ihm sein Leibjäger und Büchsenspanner Martin Glauchau.

Nun setzte der Oberjägermeister, der die Jagd leitete und für alle Fälle ganz in der Nähe des Erbprinzen postiert war, sein Hifthorn an den Mund und gab in einem einzigen, langgedehnten Tone das Signal zum Beginn der Jagd.

Sogleich hörte man ganz in der Ferne das Rufen der Treiber und das Getöse der Holzklapper und fast unmittelbar darauf brach ein Rudel Rehe durchs Holz.

Es sollte nur auf Hirsche geschossen werden, aber der Erbprinz war der erste, der dies Gebot übertrat. Und kaum knallte seine Repetierbüchse, so schoß auch sein Adjutant, der Leutnant Kurt von und zu dem Walde.

Ihn fuhr der Oberjägermeister, dessen dunkle Augen Zornesblitze schossen, barsch an, aber der Erbprinz parierte den Vorwurf und sagte spitz:

„Wenn ich schieße, so können die anderen Herren auch knallen! … Wenn ein Prinz etwas tut, dann gibt er seinem Gefolge damit ein für allemal das Zeichen, es ihm nachzutun! Das sollten Sie wissen, Verehrtester!“

Der Oberjägermeister verbiß seinen Grimm und schoß nun auch seinerseits. Aber ein Fuchs, der sich sachte vorbeidrücken wollte, war’s, den er mit sicherem Schuß auf die Decke legte. Ein Reh oder gar einen Hirsch hätte er auf diese Art, hinter dem Drahtzaun stehend, nie geschossen!

Jetzt wurde der Treiberlärm lauter und das erste Hochwild zeigte sich zwischen dem Stangenholz.

Die Schützen eröffneten ein wahres Rottenfeuer auf das Wild, das aber noch zu weit war und bei der großen Entfernung der Treiber zuviel Spielraum hatte.

Mit allen Zeichen der Ungeduld rief der Erbprinz:

„Na, was machen denn die Kerle dahinten so lange? … Soll man denn gar nicht zum Schießen kommen? …“

Indem waren ein paar Stück Mutterwild und einige Hirschkälber in den weiten Trichter gekommen, der innerhalb des Geheges, ebenfalls aus Drahtgittern hergestellt, dem Wilde das Zurückprallen so gut wie unmöglich machte. Denn hatten die Hirsche einmal die offene Spitze des Trichters erreicht, so gerieten sie in den vielleicht fünfzig Meter breiten Raum zwischen den Zäunen, und dort mußten sie ja schließlich, in Todesangst immer an den Gittern hin und her flüchtend, von irgend jemand getroffen werden.

Auf die schöne Idee dieser Drahtzaunfalle war der Erbprinz selber gekommen, und er tat sich auf seine Erfindung nicht wenig zugute.

Er schoß unaufhörlich. Auf seinen fahlen Wangen brannten rote Flecke und die Augen bekamen einen fiebernden Glanz. Hinter ihm stand Martin Glauchau und hatte genug zu tun, immer wieder die neuen, mit je fünf Patronen gefüllten Blechkästen in die abgeschossene Repetierbüchse hineinzubringen, während sein Herr wie ein Toller darauf losknallte. War das eine Gewehr abgeschossen, so griff der fürstliche Herr mit einer krampfhaften Bewegung hinter sich und riß die andere Büchse an die Wange.

Und wo nur eins von den jetzt immer zahlreicher in den Trichter sich hineindrängenden Tieren getroffen war und sich in seinem Blute wälzte oder klagend weiter zog – der Erbprinz nahm jeden Treffer für sich in Anspruch und begleitete ihn mit Ausrufen, wie:

„Ah! … der saß! … Da liegt er! … Das war ich! … So! so! … Nochmals! … Du sollst schon liegen bleiben, Bestie! … Bravo! … bravo!“

Die anderen Herren, von diesem merkwürdigen Jagdeifer ebenfalls angesteckt, feuerten auch darauf los, was das Zeug hielt!

Nur der Oberjägermeister sah traurig diesem unrühmlichen Schauspiel zu. Alle diese schönen, lieben Tiere, die er hegte und wartete, die er im Winter vor Frost und Hunger schützte, deren Feinde die seinen waren, all diese jetzt so geängstigten, von der Todesfurcht gehetzten Tiere waren ihm ans Herz gewachsen. Er hatte seine Büchse über die Schulter geworfen und wandte sich ab, um das Elend seiner Lieblinge nicht mit ansehen zu müssen.

Da riß ihn ein triumphierender Ruf des Erbprinzen herum. Was er gefürchtet hatte, war eingetroffen, der Vierundzwanzigender und noch zwei andere Kapitalhirsche befanden sich im Triebe. Die beiden anderen – er schätzte sie auf einen sehr starken Zwölfer und einen Sechzehnender – parierten noch, als sie im Einlaufe des Trichters waren, aber den Vierundzwanzigender, diesen alten Recken, der so viele Jahre hindurch allen Nachstellungen entgangen war, den hatte sein Unstern vorwärts, hinein in die Öffnung getrieben.

Und nun ging er in hoher Flucht, das herrliche Geweih im Nacken, an dem Doppelzaun entlang, auf und nieder, so schnell, daß das Auge seinen Bewegungen kaum zu folgen vermochte.

Hätten die Herren nur mit Kugeln geschossen, so hätte der Oberjägermeister wenig Sorge um den Geweihten gehabt, denn alle diese „Jäger“ schossen nicht viel besser oder gar noch schlechter als der Erbprinz, den schon sein nervöser Eifer am ruhigen Abkommen beim Schuß hinderte.

Aber jetzt ließ sich der Erbprinz von seinem Leibjäger das mit Rehposten geladene Schrotgewehr reichen, und der alte Graf von Burgdorf bemerkte, wie auch die anderen Herren die Schrotläufe ihrer Gewehre luden.

Einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, die Leiden des edlen Tieres mit einer Kugel aus seinem Rohre zu beenden, mochte dann immerhin der Erbprinz den Treffer für sich in Anspruch nehmen!

Aber der Oberjägermeister kam gar nicht dazu, sich zu entschließen.

Der Vierundzwanzigender hatte sich, in hohen Fluchten dahin jagend, jetzt vom Doppelzaun entfernt und kam nun schräg gegen den Draht mit der Geschwindigkeit eines Vogels daher. Und auf einmal hob er sich und flog, flog über den drei Meter hohen Zaun hinweg, als wär’s eine Rasenbank! …

Bis fast an den Hügel sprang er, auf dem der Erbprinz mit von Pulverdampf geschwärzten Händen wie versteinert stand.

Und schneller, wie der Gedanke es zu erfassen vermag, kam das Tier den Hügel herauf – – wollte es sich an seinem Peiniger rächen? …

Der Oberjägermeister stürzte hinzu … Aber da sah man etwas, was es nicht oft zu sehen gibt und was ebenso verblüffend als komisch anzusehen war: Einen laut aufschreienden Erbprinzen, der sein Gewehr weggeworfen hatte und sein Heil in der wilden Flucht suchte.

„Zur Hilfe! Zur Hilfe!“ schrie Seine Hoheit und rannte durch den grünen Wald, dessen Rauschen ihm wie stilles Hohngelächter folgte.

Der Kapitale, der an gar keine Rache gedacht, sondern einfach den nächsten Weg zu seiner Rettung über den Hügel gesucht und gefunden hatte, der Hirsch war längst verschwunden.

Aber der Oberjägermeister, der konnte nicht anders, der stand und hielt sich den Bauch und lachte, daß ihm die hellen Tränen in den Bart liefen.

Noch ehe er seine Heiterkeit meistern konnte, kam der Erbprinz zurück, und der Blick, mit dem Seine Hoheit ihn maß, belehrte den alten Weidmann, wieviel er von der Gnade seines zukünftigen Landesherrn noch zu hoffen hatte.

Die übrigen Kavaliere hatten ihre Standorte verlassen und standen dicht beim Drahtzaun, hinter dem noch immer das Wild war. Durch die Hügel gedeckt hatten sie, so sollte es scheinen, von der gar so plötzlichen und geräuschvollen Entfernung Seiner Hochzeit nichts bemerkt. Sie diskutierten den fast unwahrscheinlichen Sprung des Vierundzwanzigenders, bezweifelten die vorschriftsmäßige Höhe des Gitters und gaben so dem Erbprinzen Gelegenheit, sich unauffällig wieder unter sie zu mischen.

Und als wollte der Zufall dem Prinzen Rolf zur Hilfe kommen, zeigte sich jetzt da, wo der vorhin befahrene Waldweg in den Gitterweg einmündete, ein Reiter, der in schnellster Gangart daherkam.

Es war eine fürstliche Stafette, die mit einer Botschaft Seiner Durchlaucht für den Erbprinzen kam.

Der Prinz nahm das Schreiben, riß mit einer unterdrückten Verwünschung – denn er ahnte, was es ihm melden würde – das Siegel auf und las.

Dann wandte er sich an sein Gefolge und sagte mit vom Zorn ganz verzerrten Mienen:

„Ich dachte es mir schon! Mein teurer Herr Vater empfängt wieder Besuche. Und natürlich muß ich dabei sein. Packen Sie Ihre Gewehre ein, meine Herren, der Herzog von Almira, mein gnädiger Schwiegervater, ist im Anrücken begriffen. Wahrscheinlich ist ihm eine seiner Geliebten ausgerissen, und er sucht seinen Schmerz durch Hoffeste bei meinem Herrn Vater zu vergessen! … Vom Halse soll sie mir bleiben, die ganze hohe und allerhöchste Verwandtschaft! …“

Und plötzlich in einen wahren Paroxysmus geratend, schrie er:

„Man soll mich in Frieden lassen! … Ich will nicht dahin! … Nicht einmal seine paar Hirsche kann man in Ruhe abschießen! … Ich will nicht! … Nein! Nein! …“

Da war der kleine Adjutant von und zu dem Walde schon an seiner Seite und ging, wie einem eigenwilligen Kinde ihm zuredend, mit dem Erbprinzen abseits, bis dieser sich beruhigte.

Dann bestieg man die Wagen und wenig später standen nur noch zwei Rehe jenseits des Gitters, still und friedlich, und äugten ungläubig nach den so schnell geleerten Hügeln hinüber.

Drittes Kapitel.

Manfred von Heinersdorf, auf dessen schwarzem Samtfrack das Zeichen seiner Kammerherrnwürde, der Schlüssel in Gold, gestickt war, kam eben, aus seiner brillantenbesetzten Tabatière mit spitzen Fingern eine Prise nehmend, aus den Gemächern Seiner Durchlaucht des Landesfürsten.

Wie er den Porzellansaal durchwanderte, ein großes Gemach, das auf Schränken und Etagèren einen wahren Schatz von Altmeißner und Altwiener Porzellan barg, fand er da die beiden fürstlichen Räte Hans Freiherrn von Harteneck und Klaus Stahl von Stahlberg, die er sofort zum Fürsten führen sollte.

Während die Herren gedämpften Tones miteinander sprachen und durch die Zimmerflucht schritten, saß Seine Durchlaucht der Fürst von Hohenhain und Bleichstedt, Erbgraf zu Sassenburg und Ritter vieler hoher Orden, in dem hohen, ein wenig düsteren Gemach, dessen Eichenholztäfelung schon vom Alter schwarz wurde, dessen Fenster nach dem Schloßhof über den alten Zwinger auf die Mauer hinabsah. Dort unten stand sie, von Gesträuch und Ranken überwuchert, die ehemals, als Hohenhain noch eine Feste war, dem Feinde überall den Zugang gewehrt hatte.

Max VII. war ein stiller, in sich gekehrter Mensch, ein Mann mit guten Absichten, der seinem Volke wohlwollte. Aber er verstand seine Zeit nicht. Alles Moderne war ihm ein Greuel. Den Teil seiner Residenz, in dem sich hohe, neue Geschäftshäuser und moderne Privatbauten drängten, besuchte er nie. Es war, als sei er selber ein Überbleibsel aus jener feudalen Periode, die die Kavaliere in Kniehosen, Schnallenschuhen, gepuderter Perücke und Spitzenjabots sah, und natürlich stimmten die politischen Ansichten des Fürsten mit dieser Liebhaberei völlig überein.

Aber heute bewegten ihn doch ernstere Dinge wie die Frage, ob die Bezeichnung „Untertanen“ für die von ihm Regierten noch am Platze sei, oder ob es polizeilich zu erreichen sei, daß die Leute nicht nur ihn, sondern auch die sämtlichen andern Mitglieder seines Hauses stehend und mit den hohen Personen zugewandten Gesichtern auf der Straße grüßten – heute war es eine Sorge, die ihn drückte, über deren Größe er sich selbst nur andeutungsweise klar zu werden wagte.

„Ich habe Sie rufen lassen,“ sagte er, auf bereitgestellte, hochlehnige Lederstühle deutend, „weil ich in einer sehr wichtigen Frage Ihren Rat haben möchte.“

Der Fürst erhob sich halb in seinem Sessel, als wollte er im Unmut davoneilen, ließ sich aber wieder hineinsinken und sagte:

„*C’est impossible!* … Gar nicht zu glauben ist das! … Ein Hauptmann, ein simpler Hauptmann! … Wenn es noch irgend eine Persönlichkeit wäre! … Also, um mich kurz zu fassen, meine Herren: Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin hat Gelegenheit gehabt, in Paris jemand kennen zu lernen, einen Herrn von Schroppsdorf, glaube ich, der Hauptmann oder so etwas ähnliches im Heere des Herzogs von Almira ist … ein

mauvais sujet offenbar, der die Schwäche einer sich unglücklich und einsam fühlenden Frau auszunutzen versteht!“

„Ich habe Sie rufen lassen, meine Herren,“ begann der Fürst wieder, „weil … weil ich eine Angelegenheit meines Hauses, eine Sache der größten Diskretion, *une affaire célèbre*, mit Ihnen besprechen möchte, die … die … nun ja, die mir ein wenig im Kopfe herumgeht …“

Wieder eine Pause, in der die drei Herren ohne offenbare Neugierde, aber doch mit einem wohlanständigen Interesse auf ihren Herrn blickten.

„Sie alle kennen meinen Herrn Sohn,“ fuhr Max VII. fort, „und kennen auch seine tüchtigen, nur ein wenig rauhen Eigenschaften! … *C’est que vous voulez, messieurs*, er ist ein Jäger, ein passionierter Weidmann, und sein edles Herz findet vielleicht nicht immer für seine Gefühle den Ausdruck, der Frauenohren angenehm ist …“

Die drei Herren horchten auf, und nur der alte Klaus Stahl von Stahlberg wagte ein gelindes Räuspern, von einem Lächeln begleitet, das wie ein matter Sonnenstrahl über verwittertes Mauerwerk über dies alte, von unzähligen Falten und Fältchen durchzogene Gesicht hinglitt, dessen Augen erloschen waren, und das, glattrasiert und gepudert, nur mehr der Maske eines Lebendigen glich.

Der Fürst blickte wieder vor sich hin und sagte dann:

„Es ist diese Heirat, die mir schon so viel Kopfzerbrechen verursacht hat … Mon dieu, wenn ich daran denke, mit welcher Freude diese Verbindung begrüßt wurde, die für die Politik unseres Landes von so weittragender Bedeutung schien. Den Herzog von Almira zum Schwager zu haben, ich glaube, darum hat uns so mancher größere Potentat beneidet! … Und nun die Divergence der jungen Leute. Diese fast unglaubliche Fremdheit der beiden Gatten, dieses sich Auseinanderleben, *mais pour venir à l’affaire!* Da ist gestern von Paris, wo, wie Sie wissen, sich Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin zurzeit aufhält, die Gräfin Mataswintha von Randow hier angekommen …“ Der Fürst sah bei diesen Worten zu seinen Räten und dem Kammerherrn auf und drei Augenpaare, die sich in blitzartigem Verständnis getroffen hatten, irrten schnell wieder auseinander.

„Ja,“ fuhr Max VII. mit einem spöttischen Zucken in den Mundwinkeln fort, „die Gräfin ist hier und ich werde sie gleich nach Ihnen in Audienz empfangen, um noch nähere Erläuterungen der Tatsachen, die sie mir bereits handschriftlich mitgeteilt hat, von ihr zu hören …“

Er pausierte wieder und setzte dann fester und energischer hinzu:

„Ich verdanke dieser Dame viel, meine Herren, sehr viel! Sie ist mir und meinem Hause mit schrankenloser Treue ergeben!“

Die beiden Räte nickten und der Kammerherr erlaubte sich zu bemerken:

„Die Komtesse darf unserer Verehrung immer gewiß sein, Euer Durchlaucht!“

Der Fürst nickte.

„Wohl … was sie, die Gräfin meine ich, mir bisher über die Erbprinzessin mitgeteilt hat, war mir zwar selten erfreulich – besonders das die vernünftigen Grenzen weit übersteigende Geldausgeben Ihrer Hoheit molestierte mich stets außer ordentlich! – aber ich habe doch nur in ganz vereinzelten Fällen Veranlassung nehmen müssen, persönlich einzuschreiten … Jetzt aber, jetzt …“

Der Fürst machte eine Pause, während der er mit einem goldenen Petschaft spielte und starrte auf die braune Schreibtischplatte, von der sich seine aristokratisch schmale Linke zart abhob.

Die drei Herren saßen in dienstbeflissener Stellung in ihren hohen Stühlen und die Rechte des Kammerherrn zuckte nach der hinteren Fracktasche, in welcher er die Tabaksdose trug, erreichte aber ihr Ziel nicht, denn Manfred von Heinersdorf besann sich noch rechtzeitig, daß sein Herr und Gebieter gerade dieser doch so ehrwürdigen Sitte des Tabakschnupfens abhold war.

„Und dieser Mensch, was sagen Sie nur dazu, meine Herren, dieser Mensch gibt Ihrer Hoheit Reitstunden!“

Die drei zuckten förmlich zusammen.

Klaus Stahl von Stahlbergs Gesicht verlor in seiner Starrheit den letzten Funken Leben und Hans Freiherr von Harteneck, der für den besten Rotweintrinker im ganzen Fürstentum galt und mit seinem wie die Abendröte glühenden Gesicht einen charakteristischen Gegensatz zu seinem Kollegen darstellte, wurde noch um eine Nuance feuriger im Gesicht.

Der Kammerherr aber ließ seinen welken Mund mit dem tadellosen amerikanischen Gebiß vor Erstaunen weit offen stehen.

Nachdem sie nun eine gehörige Weile geschwiegen hatten, forderte Seine Hoheit sie auf, ihre Meinung auszusprechen und ihm ihre Vorschläge zu machen betreffs einer vorläufig möglichst gütlichen und geräuschlosen Beilegung dieser peinlichen Geschichte.

„Man wird Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin veranlassen müssen, geneigtest sofort zurückzukommen,“ meinte der Freiherr von Harteneck, der, ein alter, biderber Junggeselle, die Frauen wohl niemals genauer kennen gelernt hatte.

Der Fürst lächelte nur sarkastisch.

Aber Stahl von Stahlberg, der verheiratet gewesen war und sogar eine verheiratete Tochter hatte, meinte bedächtig:

„Ich glaube, es ist nicht mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß Ihre Hoheit dieser Aufforderung so ohneweiters und mit der gewünschten Schnelligkeit nachkommen werden!“

„*Vraiment!*“ fiel der Fürst ein, „dieser Ansicht bin ich auch, meine Herren! Da erscheint mir das, was ich selbst bisher in dieser Angelegenheit veranlaßt habe, doch

richtiger! Ich werde so frei sein und dem Vater der Frau Erbprinzessin, die uns ja doch keinen Gehorsam leistet, von jener Affäre Kenntnis geben! …“

„Ah! …“

Die Kammerherren schienen sprachlos. Und der Kammerherr flüsterte:

„Darum dieser so plötzliche und in seinem tiefsten Grunde noch von niemand so recht begriffene Besuch Seiner Durchlaucht des Herzogs von Almira!“

Max VII. nickte wohlgefällig.

„Jawohl! Heute abends in der Oper werde ich Gelegenheit nehmen …“

Er besann sich, überlegte, daß dazu, dem auch von ihm sehr respektierten Schwiegervater seines Sohnes diese peinliche Geschichte zu unterbreiten, ein großer Entschluß gehöre, und fuhr fort:

„Oder ich werde bitten, Ihre Durchlaucht selber von diesem eigenartigen Vorgang zu unterrichten! … Der energischen Mahnung des eigenen Vaters, so hoffe ich, wird Ihre Hoheit dann wohl folgen und jene Kaprice aufgeben, die, daran bitte ich Sie, meine Herren, vorläufig absolut festzuhalten, sicherlich nichts anderes als die Laune einer Stunde ist und den Ruf der Frau Erbprinzessin in gar keiner Weise gefährden kann!“ …

Die Räte erhoben sich auf ein gnädiges Nicken ihres fürstlichen Herrn und verschwanden unter tiefen Verbeugungen. Den Kammerherrn, der sich ebenfalls entfernen wollte, hielt der Fürst zurück.

„Ich bitte Sie, lieber Heinersdorf, haben Sie die Güte, jetzt zur Komtesse hinüberzugehen und ihr zu sagen, ich wünschte sie zu sprechen … oder halt nein, so sagen Sie nicht, lieber Baron! … Heutzutage … wissen Sie … Sagen Sie ihr lieber, ich würde mich sehr freuen, wenn ich jetzt oder in einiger Zeit das Vergnügen haben könnte, die Komtesse zu sehen! …“

Der Kammerherr entfernte sich und kam bald darauf, die schöne, rotblonde Dame am Arm führend, zurück.

Dann zog er sich, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, diskret zurück.

Kaum waren sie allein, so erhob sich der Fürst mit einer sonst nicht an ihm beobachteten Lebendigkeit, führte die Gräfin, die bescheiden stehengeblieben war, zu einem abseits stehenden Fauteuil und nötigte sie, dort Platz zu nehmen.

Sich ein wenig über sie beugend, sprach er mit leiser, eindringlicher Stimme.

„Nun, meine Gnädige, haben wir Sie endlich einmal wieder bei uns?! Nennen Sie das Ihr Versprechen halten?! Damals, als ich mich entschloß, meine Sehnsucht nach Ihnen zu bezwingen, damit Sie dieser launenhaften Person, meiner Schwiegertochter, Gesellschaft leisteten, damals versprachen Sie mir, mindestens zweimal im Monat hierher zurückzukehren. Und nun, nun ist fast ein Vierteljahr vergangen, ohne daß ich Sie zu Gesicht bekommen habe!“

Sein Atem ging kurz und hastig, er beugte sein graues Haupt tiefer auf diesen blendenden Nacken, der aus einem irisblauen Kleide hervorschimmerte.

„Durchlaucht," sagte die Gräfin leise, aber bestimmt, „es war zu unser aller Bestem, wenn ich dort blieb! Ich durfte Ihre Hoheit nicht allen lassen, auch nicht für einen Tag! … Die Seelenstimmung Ihrer Hoheit ist so eigenartig, die Launen und Kapricen wechseln bei der Frau Prinzessin so rapid, daß man nie genau sagen kann, was sie in der nächsten Sekunde tun wird! …"

„Was Sie da geben, ist das Bild einer Kranken!" sagte der Fürst für einen Augenblick nachdenklich.

Doch die Feuerwogen dieses Haares, das vor seinen Augen brannte, der Charme dieser Alabasterhaut, die sich über so wundervollen Formen spannte, ließen ihn nicht lange an anderes denken.

„Mataswintha," sagte er mit einer dunklen, von der Leidenschaft wie umflorten Stimme.

„Mataswintha, dachtest du auch an mich, wie du fern warst?"

Sie sah ihn nun an.

Aber dieser Blick aus ihren großen, schillernden Augen, die jetzt so unergründlich schienen, ließ jeden Zweifel rasch verstummen. Zärtlich fuhr seine schmale Hand über ihr funkelndes Haar und leise murmelte er:

„Ich liebe dich! … O, ich liebe dich!"

Viertes Kapitel.

In der Residenz Hohenhain war alles Leben und Bewegung. Nicht allein, daß in allen Bilderläden die Porträts und Photographien sämtlicher Mitglieder des regierenden Hauses zu sehen waren, zu Fuß und zu Pferde, nein, die Gelegenheit hatte ein wirkliches Volksfest hervorgerufen!

Der Herzog von Almira, dieser ebenso durch seine abenteuerlichen Neigungen, wie durch seinen immensen Reichtum ausgezeichnete Potentat, hatte sich zum erstenmal seit der vor zwölf Jahren erfolgten Vermählung seiner Tochter Margarete mit dem Erbprinzen von Hohenhain entschlossen, seinem „lieben und getreuen Vetter“ Max VII. einen offiziellen Besuch abzustatten.

Darum flatterten die lila-gelb-grünen Landesfarben von all den hübschen roten Ziegeldächern, deshalb schlangen sich Blumengirlanden in allen Straßen und Gassen von einem Fenster zum anderen hin.

Abends sollte große Illumination sein, und der Stearinlichterverbrauch war ganz enorm, wie der Seifen- und Lichterfabrikant Hannus soeben schmunzelnd erzählte, der im „Hirschen“ in der Honoratiorenstube mit seinen Bekannten beim Schoppen saß.

Darüber freute sich der Herr Ratszimmermeister Hirsekorn, der nebenbei mit der Aufstellung der Ehrenpforte und Girlandenträger auch ganz nett verdient hatte, und lobte den Herzog von Almira über die Maßen wegen seiner Leutseligkeit und um seines praktischen Sinnes willen, der ihn, wie man sagte, zu einem der bedeutendsten Großindustriellen seines Landes machte.

Der Herr Forstassessor Brandt war auch da. Er wußte, daß Eugen XII. von Almira neben seinen anderen Fähigkeiten auch ein ganz weidgerechter Jäger und besonders auf Hühner sehr gut eingeschossen war.

„Dann schießt er wohl noch besser als Seine Hoheit, der Erbprinz?“ fragte jetzt der Rechtsanwalt Dr. Perkuhn so recht ehrpußlig.

Ein Lächeln glitt über die Gesichter der Tafelrunde, und der Forstassessor, ein Mann, der die Dinge stets beim richtigen Namen nannte, wollte schon eine Antwort geben, als ihn der Amtsrichter Dr. Deberle tüchtig auf den Fuß trat.

Dieser Tritt, den der Forstassessor, obwohl er gerade sein größtes Hühnerauge traf, ganz gern in den Kauf nahm, hatte zwei Gründe: der eine war der nicht ganz einwandfreie Ruf des Dr. Perkuhn, der zwar ein sehr geriebener Rechtsanwalt war, von dem man aber nie wußte, wessen Partei er zuguterletzt nehmen würde, die des Richters oder des Angeklagten. Und der zweite Grund war der sporenklirrende Tritt des Leutnants von und zu dem Walde, des erbprinzlichen Adjutanten, der eben in die Gaststube des „Hirschen“ trat, während sein Bursche draußen auf der Gasse das Pferd fortführte.

Dieser junge Offizier gehörte zu den am wenigsten beliebten Personen im ganzen Fürstentum.

Er war mit dem Erbprinzen während dessen Dienstzeit bekannt geworden, und da er es verstand, in jeder noch so unwichtigen und noch so unrichtigen Handlung des jungen Fürstensohnes eine Großtat allerersten Ranges zu entdecken, so hatte ihn der für Schmeicheleien nicht unempfängliche Prinz Rolf zu seinem intimsten Freunde erkoren.

Die Hohenhainer erzählten sich über die, vorwiegend nächtlichen Irrfahrten des zukünftigen Fürsten und seines Begleiters die unglaublichsten Dinge. Und wenn auch gewiß das meiste davon erfunden oder zum mindesten übertrieben war, so ließ es sich doch nicht leugnen, daß die Stadtwache diese beiden Herrn nachts dabei abgefaßt hatte, wie sie in einem mehr als angeheiterten Zustande dem Bürgermeister, Herrn Dodikat, die Fenster seines Parterregeschosses sämtlich eingeworfen hatten.

Herr Dodikat hatte sich, als er hörte, wer die beiden Ruhestörer waren, unschwer beruhigen lassen, aber zu den Ohren des Fürsten war die Sache trotzdem gekommen. Und dieser verstand in Sachen der Wohlanständigkeit und des guten Tones wenig Spaß. Er diktierte seinem Herrn Sohn vierzehn Tage Stubenarrest und wollte den Leutnant, dessen guten Einfluß auf den Erbprinzen er vielleicht mit Recht nicht besonders hoch einschätzte, in allem Ernste versetzen lassen. Aber schließlich setzte Prinz Rolf es doch durch, das Hans Kurt wieder bleiben durfte.

So nannten den Leutnant nämlich alle Hohenhainer. Die jungen Hohenhainerinnen hatten eine heilige Scheu vor diesem Krieger, der wohl der Ansicht sein mochte, der liebe Gott habe das weibliche Geschlecht einzig und allein für ihn erschaffen.

Jetzt stellte er, ohne sich mit dem Gruß irgendwie zu überanstrengen, sein Schwert in die Ecke und setzte die Tischklingel in anhaltend schrillende Bewegung.

Es dauerte eine ganze Weile – man war eben im „Hirschen“ in Hohenhain und nicht im Café Bauer in Berlin! – dann erschien der Kellner, den der Hirschenwirt, Herr Jürgen Gelbhaar, wegen des gesteigerten Verkehrs in diesen festlichen Tagen engagiert hatte.

„Was wollen Sie denn?“ herrschte Hans Kurt den Kellner, einen schon älteren Mann von nicht übermäßiger Sauberkeit, an, „habe ich Sie etwa gerufen?!“

Der Kellner, der in seiner Nebenbeschäftigung Zettel verteilte und ähnliche Dienste verrichtete, besaß nicht die seinem Stande sonst eigene Gewandtheit in der Beantwortung von minder höflichen Fragen seitens der Herren Gäste; er stotterte etwas und ging eilends wieder davon mit der Weisung des Leutnants, daß dieser von der Rose, der Kellnerin, bedient sein wolle.

Die Herren drüben am Stammtisch sahen mißbilligend drein: eine Kellnerin im eigentlichen Sinne gab es hier im „Hirschen“ gar nicht! Was dafür gelten konnte, aber gänzlich ohne den häßlichen Beigeschmack dieses verpönten Begriffes, das war die

Rose Feistel, eine Nichte des Wirtes, ein bildhübsches und sehr braves Mädchen, dem jeder im Hause mit Achtung begegnete.

Der Herr Offizier sah die geärgerten Gesichter drüben am Stammtisch wohl, aber anstatt sich dadurch zu etwas höflicherer Manier bestimmen zu lassen, fixierte er die Herren herausfordernd und gähnte dann, die Zigarre im Munde, die Hände in den Hosentaschen und die ein wenig kurzen Beine so lang wie möglich von sich gestreckt.

Dem Forstassessor, einem warmblütigen und braven Manne, schwoll schon die Stirnader, aber wieder trat ihm der Amtsrichter auf den Fuß, und so ließ Herr Brandt seinen Ärger wenigstens dadurch aus, daß er sagte:

„Teufel noch ein, lieber Rat, was suchen Sie sich denn ausgerechnet mein bestes Hühnerauge für Ihre Exerzierübungen aus! … Wir sind doch hier nicht auf dem Kasernenhof!“

Die letzte Bemerkung galt offenbar mehr Hans Kurt als dem Herrn Amtsgerichtsrat, aber der Leutnant konnte das um so leichter überhören, als in diesem Augenblick Rose hereintrat und sich mit einem für ihren Beruf etwas zu ernsten Gesicht dem jungen Offizier näherte …

„Na, Kleine, erinnern sich endlich mal Ihrer Pflichten, ja?“ schnarrte er ihr entgegen …

„Was wünschen der Herr Leutnant?“ erwiderte das junge Mädchen, dessen an sich gesunde Wangen jetzt dunkelrot gefärbt waren von der peinlichen Empfindung ihrer Dienstbarkeit einem Manne gegenüber, der absichtlich in ihr nicht die Verwandte des gastlichen Hauses sehen wollte, in dem sie groß geworden war und dessen Besitzer sie wie seine Tochter behandelte.

„Pulle Roten,“ sagte der Leutnant, ihr g’rad ins Gesicht starrend, „aber bitte, mich gefälligst nicht wieder so lange warten zu lassen!“

Das Mädchen entfernte sich schnell, und die Herren drüben am Stammtisch unterhielten sich absichtlich recht laut und ungezwungen, um die peinliche Stimmung, die dieser Auftritt in ihnen ausgelöst hatte, nach Möglichkeit zu verwischen …

Nur der Forstassessor beteiligte sich nicht am Gespräch. Hin und wieder sah er scharf nach Hans Kurt hinüber und stand so offensichtlich auf dem Sprunge, daß sein brauner Hühnerhund, mit dem feinen Instinkt dieser Tiere die Erregung seines Herrn merkend, sich mit leisem Knurren vom Boden erhob.

Indem trat Rose mit einem Tablett, auf dem der Wein und ein Kelchglas stand, wieder in die Tür.

Sie wollte das Getränk von der anderen Seite des Tisches vor den Leutnant hinstellen, denn sie, vielleicht allein von allen Anwesenden, hatte wohl bemerkt, daß Hans Kurt angezecht war. Aber der Leutnant vereitelte ihre Absicht, indem er befahl:

„Erst hier den Tisch abwischen!“

Rose wechselte die Farbe, aber es blieb ihr nichts übrig, als den Wunsch des Gastes zu erfüllen.

Mit dem Tuch, das ihr am Gürtel hing, fuhr sie über die braun polierte Platte und wollte eben zurücktreten, als der Angetrunkene, vielleicht weniger aus zärtlichem Bedürfnis denn aus Trotz gegen die anderen, den Arm um ihre Taille legte.

„Ich bitte, unterlasse Sie das, Herr Leutnant," sagte das Mädchen zitternd, indem es sich loszumachen suchte.

Aber mochte nun dieser Widerstand seine Begehrlichkeit erst recht entflammen oder wollte er den „Banausen" da drüben seine Macht beweisen, er faßte die Wirtsnichte jetzt mit beiden Armen um und suchte ihre Lippen mit seinem Munde.

Doch in demselben Moment fühlte er sich hinten an der Uniform gepackt, fortgerissen von dem Mädchen und ein Stück in die Stube hineingeschleudert.

Wutknirschend und nach seinem Degen greifend, wandte er sich um und sah sich dem Forstassessor gegenüber, der, die Rechte am Griff seines Hirschfängers, ihm furchtlos gegenüberstand.

Die anderen Herren waren ebenfalls von ihren Sitzen aufgesprungen, bereit, sich ins Mittel zu legen, falls es zu Tätlichkeiten zwischen den beiden kommen sollte.

„Also Sie sind das gewesen," sagte Hans Kurt mit heiserer Stimme, „das werden Sie mir büßen, Herr!"

Der Forstassessor lächelte verächtlich:

„Ich stehe jederzeit zur Verfügung! … Meine Adresse wissen Sie ja wohl, Herr Leutnant …"

„Nun, jedenfalls werde ich sie bei Ihrer vorgesetzten Behörde erfahren," meinte Hans Kurt perfid.

„Auch vor einer Denunziation fürchte ich mich nicht," erwiderte Brandt, blitzschnell den Hirschfänger aus der Scheide reißend, da der Leutnant, den Degen ziehend, auf ihn eindrang.

Doch es kam kaum dazu, daß die beiden Klingen sich zu ungleichem Kampfe kreuzten, denn ehe noch einer von den Stammgästen sich entschloß, sich intervenierend der Wut des aufgebrachten Leutnants entgegenzustellen, erschien in der noch offenen Tür, durch den Lärm herbeigelockt, Jürgen Gelbhaar, der Wirt selber.

Eine herkulische Figur. Breit und stark wie ein Bär und größer als alle in der Wirtsstube Anwesenden.

Der hatte im Nu des Leutnants Waffenhand gepackt und Hans Kurt langsam, aber unwiderstehlich zurückdrängend, gebot er ihm mit seinem Grundbaß Ruhe.

„Halt! Hier bei mir wird kein Blut vergossen! Ich habe nichts gegen einen ehrlichen Faustschlag, aber noch einen kalten Leichnam in meiner besten Stube liegen

zu haben, dafür dank ich! Das müssen die Herren draußen abmachen in der Heide oder wo sie sonst wollen! … Mein Haus ist kein Schlachthaus!“

Vergeblich versuchte der Leutnant sich loszuringen. Ohne daß es aussah, als tue er ihm Gewalt an, aber mit einer Eisenkraft, gegen die jedes Widerstreben fruchtlos war, drängte Jürgen Gelbhaar den Leutnant aus seiner Gaststube, die so dessen Gegner behauptete.

Draußen versuchte der Starke den kleinen Hans Kurt zu beruhigen. Denn er, der den Vorgang erst in seinem letzten Ende mitangesehen hatte und den seine unerschütterliche Ruhe so gut wie nie verließ, dachte in diesem Augenblick auch an sein Geschäft und wie sehr dieser Exzeß dem Renommée seines Hauses schaden mußte.

Doch Hans Kurt wollte von nichts hören. Er verlangte seine Mütze, die noch drinnen am Nagel hing, und im übrigen wollte er den Herren diesen „gemeinen Überfall“ schon ankreiden.

Achselzuckend ließ ihn Jürgen Gelbhaar gehen.

Er hatte getan, was seine Pflicht war und hatte gutzumachen gesucht, soviel in seinen Kräften stand. Was hernach kam, mußte abgewartet und in Geduld ertragen werden.

Fünftes Kapitel.

Der Leutnant von und zu dem Walde begab sich nach dem Schloß. Aber die Stationen seines Ärgers sollten mit dem Rencontre im „Hirschen“ heute noch nicht beendet sein.

Wie er über den Markt beim Juwelier Abendreiter vorbeiging, blieb er unwillkürlich einen Moment stehen.

Nanu, hatte der den Schmuck verkauft oder bloß aus dem Schaufenster genommen?

Der Leutnant wurde ganz unruhig.

Mit diesem Schmuck hatte es eine ganz eigene Bewandtnis. Es war ein Kollier, das der Juwelenhändler mehr als ein Paradestück ausgestellt hatte, als mit der Voraussicht, es jemals zu verkaufen. Denn wer würde wohl in der kleinen Residenz zwölftausend Mark für ein Diamantkollier ausgeben, ob es auch als Mittelpunkt ein ganz seltenes Juwel, eine schwarze, mattglänzende Perle von seltener Schönheit hatte!?

Der kleine Leutnant hatte diesen Schmuck oft gesehen, ohne ihm viel Beachtung zu schenken, denn wenn er einer von seinen kleinen Freundinnen ein Douceur verehrte, so behalf er sich bedeutend billiger. Am liebsten schenkte er sogar gar nichts!

Aber eines schönen Tages, es mochte nun schon ein halbes Jahr her sein, war seine feurige Soldatenseele für die schöne Mataswintha von Randow heftig entbrannt.

Das Gerücht, die schöne Rothaarige sei die Geliebte Seiner Durchlaucht des Landesfürsten selber, war zwar überall verbreitet und erhielt sich auch hartnäckig. Aber offenkundige Beweise, wie etwa ein provoziertes Sichzusammensetzen des hohen Herrn mit der Dame oder sonst eine augenfällige Bevorzugung, waren nicht vorhanden.

So konnte Hans Kurt, obwohl er fest an das Bestehen eines solchen Verhältnisses glaubte, es doch wagen, sich der Hofdame zu nähern, und tat das zwar vorsichtig, doch mit dem stolzen Mute, der ihn bei solchen Gelegenheiten auszeichnete.

Bei einem Hoffest im Palais des Erbprinzen, zu dem, alles maskiert erschien, hatte er die Gelegenheit ergriffen, Mataswintha, die als Odaliske geradezu sinnverwirrend aussah, mit dem traurigen Zustande seines Herzens bekannt zu machen.

Die Odaliske lachte unter ihrem silberfunkelnden Schleier wie toll über dieses Geständnis. Und sie schien den glühenden Beteuerungen des jungen Kriegers gar nicht einmal so ungern zu lauschen. Ja, sie folgte ihm willig, als er sie bat, doch ein wenig mit ihm in dem Wintergarten, dieser neuesten Schöpfung der Frau Erbprinzessin, zu promenieren.

Durch hohe Phönix- und Fächerpalmen fiel das Licht einer großen elektrischen Kugel wie Mondenschein auf den Marmorkies, als Hans Kurt mit seiner schönen

Begleiterin die Schwelle des Palmenhauses überschritt, in dem niemand sonst sich befand.

Er hatte dem Sekt fleißig zugesprochen und die Nähe dieser reizenden Verführerin tat das übrige, um seine Sinne zu umnebeln. So redete er das tollste Zeug und sie amüsierte sich nur immer. Wie tief im Gewirr der Pflanzen, im Grottenwerk, das leise Quellengeriesel, so klang ihr girrendes Lachen.

Da faßte der Leutnant Mut und umarmte und küßte sie.

Einen Moment lag sie in seinen Armen und erwiderte den Druck seiner Lippen, dann stieß sie ihn von sich.

Und wie er vor ihr niederfiel und sie beschwor, ihn wieder zu lieben, ganz die Seine zu sein, wie er ihr mit seinem Herzen auch seine Hand anbot, da schüttelte sie nur immerfort lachend den Kopf …

Nein, nein, sie wollte ihn nicht heiraten!

Nie, niemals in ihrem Leben wollte sie sich einem Manne so verbinden, daß sie seine Sklavin wäre! … Und was hätte sie denn für einen Beweis von seiner Liebe? … Nicht den kleinsten Wunsch erfüllte er ihr, nicht einmal mit dem Brillantkollier mit der schwarzen Perle, das sie sich so sehnlichst wünschte – und dabei schmollte sie wie ein Kind –, habe er sie überrascht. Nein, nein, er liebte sie nicht …!

Und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, war die Odaliske hinter einem Boskett verschwunden, vom Ausgang her tönte noch ihr Taubenlachen in seine verliebten Ohren …

Am nächsten Tage war es des Leutnants erstes, daß er zum Juwelier hinlief, um jenen Schmuck zu kaufen … Es war also doch an dem, was man allgemein von der Komtesse sagte: sie sei habgierig, wie ein alter Geizhals! … Aber Hans Kurt war das am Ende gleich. Er wußte, daß er selbst nicht die besten Eigenschaften besaß und verlangte diese auch nicht von andern Leuten. Nur das herrliche Weib sah er in ihr, um dessen Besitz es sich schon lohnte, ein paar hundert oder am Ende gar tausend Mark springen zu lassen.

Wie er aber dann in den Laden des Goldschmiedes trat und den Preis von zwölftausend Mark für das Schmuckstück hörte, da sank ihm der Mut. Diese Summe auszugeben, das hieß einen großen Teil seines kleinen Vermögens einer Laune wegen opfern! Und wenn sich selbst seine Ängstlichkeit in Geldsachen dazu hätte verstehen können, er durfte das nicht! Er brauchte seine paar Kröten, um wenigstens einigermaßen standesgemäß aufzutreten! Und anstatt daß er derartige Summen für ein Weib ausgab, hätte er sich im Gegenteil nach einer Frau umsehen müssen, die ihm durch ein anständiges Vermögen seine Position befestigen helfe und ihm seine Zukunft erleichterte.

Aber seine Leidenschaft für die schöne Gräfin wurde durch diese Reflexionen nicht vermindert, er konnte sich noch so oft sagen, sie sei eine kalte, herzlose Kokette,

deswegen erschien sie doch des Nachts in seinen Träumen und machte ihn bei Tage unruhig und unlustig.

Wenn er über den Marktplatz ging, verfehlte er jetzt niemals, in das Schaufenster hineinzusehen und sich zu überzeugen, ob das Kollier noch in dem pfirsichfarbenen Samtetui lag, mitten zwischen den Ringen und Broschen, den Brillanten, Saphiren, Rubinen und Smaragden.

Und nun war's fort!

Hans Kurt zögerte. Aber nur einen Moment, dann ging er festen Schrittes in den Laden und fragte den ihm selbst entgegenkommenden Geschäftsinhaber:

„Sagen Sie mal, haben Sie das Kollier noch mit der schwarzen Perle?"

Der Juwelier zuckte die Achseln.

„Ich bedaure unendlich! … Gestern hab' ich es verkauft."

„Darf man erfahren, an wen?"

Der Juwelier antwortete nicht gleich, dann sagte er vorsichtig:

„Ich kannte den Herrn auch nicht."

„Ach," meinte der Leutnant ungläubig, „dann muß es doch 'n Fremder gewesen sein, die Herren aus der Stadt, die so etwas kaufen, kennen Sie doch!"

Mit einer Gebärde leichter Verlegenheit meinte der Juwelier:

„Verzeihen Sie, Herr Leutnant, ich weiß nicht, ob ich dem Käufer, der den Kaufpreis übrigens sofort bar erlegt hat, mit der Nennung seines Namens einen Gefallen tue! … Solche Sachen sind, wie Sie selbst wissen, Herr Leutnant, häufig für Damen bestimmt, deren Bekanntschaft man aus diesem oder jenem Grunde nicht erörtert zu sehen wünscht … Was soll ich Ihnen da sagen!" …

„Schon gut! schon gut!" wehrte Hans Kurt ab, der diese Zurückweisung mit einer gelangweilten und überhebenden Miene einzustecken für gut fand.

Dann empfahl er sich kurz und ging.

* * *

Im Schlosse erfuhr Hans Kurt, daß der Fürst einen Rat zusammenberufen habe, an dem außer dem Herzog von Almira und dem Erbprinzen mehrere fürstliche Räte, sodann der Ministerpräsident, Herr von Böllinghof, ferner Mathilde Freiin von der Gothe, die Oberhofzeremonienmeisterin und erste Hofdame der immer kranken Fürstin und außerdem der Kammerherr Baron von Heinersdorf teilnehme.

Wenig neugierig, langweilte sich der Adjutant in einem Vorzimmer, als ein Diener kam und Herrn von und zu dem Walde zu Seiner Hoheit dem Erbprinzen befahl.

Prinz Rolf erwartete ihn in dem blauen Salon, in dem die Erbprinzessin früher oft Cercle hielt.

„Ich werde wohl erst spät in den Klub kommen heute," sagte der Erbprinz, „entschuldige mich bei den Herren! … Übrigens kann ja Böllinghof auch nicht eher fort als ich … das ist noch mein einziger Trost in dieser öden Geschichte."

„Es handelt sich wohl um die Frau Erbprinzessin?" fragte der Adjutant, der sich bei seiner intimen Freundschaft und Duzbruderschaft mit dem Prinzen schon erlauben durfte, ein wenig neugierig zu sein.

Der Erbprinz zuckte die Achseln.

„Um wen sonst? … Dieses Weib macht ja unsern ganzen Hof verrückt mit ihren Bizarrerien! … Jetzt soll sie sich gar einen Liebsten zugelegt haben!"

Der Leutnant lachte gedämpft.

„Und das bei deiner immerwährenden Liebe und Zärtlichkeit! … Unglaublich!"

„Du hast gut reden," meinte der Prinz, den der Gedanke an diese Extravaganz seiner Gemahlin nicht übermäßig aufzuregen schien, „du bist nicht verheiratet!"

„Gott sei Dank!" erwiderte der Leutnant mit Überzeugung.

„Ja, aber ich muß jetzt wieder hinein," sagte der Prinz, „sonst wird der Fürst, der sich sowieso in einer ganz ungeheuerlichen Laune befindet, noch nervöser … Adieu, und ich komme auf jeden Fall noch!"

Damit verschwand Seine Hoheit und begab sich eilig in das eichenholzgetäfelte Arbeitszimmer, in dem der Familienrat stattfand.

Der Fürst war bereits ungeduldig geworden und wandte sich an den Eintretenden mit den Worten:

„Ich hatte schon die Absicht, Sie rufen zu lassen, Prinz!"

Bei so familiären Anlässen vermied er stets das familiäre „Du".

„Ich bin doch der Ansicht, daß Sie das, was wir hier erörtern, in allererster Linie angeht!"

Prinz Rolf nahm schweigend seinen Platz wieder ein.

Dann sagte die Zeremonienmeisterin, eine strengblickende Dame, von der man behauptete, daß sie über einen falsch angewiesenen Platz bei der Tafel eine ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen könne:

„Mit gnädigster Permission Euer Durchlaucht und der anwesenden höchsten und hohen Herrschaften gestatte ich mir, meine Ansicht dahin auszusprechen: Ihre Hoheit, die Frau Erbprinzessin, muß nach dem, was wir aus so einwandsfreiem Munde" – sie erhob sich und machte eine tiefe Verbeugung vor dem Herzog von Almira – „erfahren haben, sofort nach hier zurückkehren, und es erscheint angezeigt, daß nur auf ganz spezielle Erlaubnis Seiner Durchlaucht die gnädige Frau Erbprinzessin die Residenz wieder verlassen darf! … Auch bin ich der Ansicht, daß die Begleitung der Komtesse von Randow bei einer solchen Gelegenheit nicht ausreicht. Es müßte vielmehr als

Beraterin der Frau Erbprinzessin eine Dame von größerer Contenance und Bestimmtheit vorgesehen werden!“

Der Fürst nickte eifrig.

„Ganz Ihrer Meinung, gnädige Frau, die Komtesse Mataswintha ist zu jung und zu aimable für diesen Posten! … Vor allen Dingen muß Ihre Hoheit aber auf der Stelle hieher zurückkehren!“

„Ob sie das tun wird?!“ warf der Erbprinz mit zweifelnder Miene ein, „die Prinzessin hat im Vorjahre während ihres italienischen Aufenthaltes auch nicht Rücksicht auf die Aufforderung, bei den Hoffestlichkeiten zu erscheinen, genommen!“

Der Fürst selber sah bei dieser Bemerkung seines Sohnes zweifelnd drein und keiner der Anwesenden wußte etwas zu jagen, bis der Herzog von Almira, eine hohe Gestalt im modern englischen Anzug, viel mehr einem Handelsherrn, dessen Schiffe alle Meere befahren, als einem Potentaten ähnlich, mit strenger Miene sagte:

„Ich glaube nicht, daß die Tochter des Herzogs von Almira es wagen wird, ihrem Vater den Gehorsam zu verweigern!“

Wieder entstand eine Pause, während der der Erbprinz ein Lächeln nicht ganz unterdrücken konnte. Sein Vater aber bemerkte es und zwang ihn mit einem verweisenden Blick, ernst zu bleiben.

Eben wollte der Kammerherr, zu dessen Obliegenheiten es unter anderm gehörte, wenn an der Tafel oder im Cercle die Langeweile jedes Wort zu ersticken drohte, etwas Geist zu verspritzen – eben wollte Manfred von Heinersdorf einige Worte über die Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Eltern und die absolut selbstverständliche Rücksichtnahme fürstlicher Personen auf die Wünsche ihrer Verwandten sagen, da tat sich die Tür auf, und auf der Schwelle erschien, schön wie eine Hexe, die mit ihren Zaubertränken alle Männerherzen betört, die Komtesse von Randow.

Die Oberhofzeremonienmeisterin sah bei ihrem Anblick aus, als habe sie plötzlich ein Schwert verschluckt und der Knauf sei ihr in dem dicken, etwas kropfigen Halse stecken geblieben.

Aber Mataswintha hatte für alle ein entzückendes Lächeln.

Es hatte sie gar niemand aufgefordert, an diesem Familienrat teilzunehmen, sie kam eben, weil sie kommen wollte, und niemand wehrte es ihr.

Im Gegenteil, der Fürst fand sich trotz seiner gewiß nicht allzu rosigen Stimmung brillant in die Situation hinein und sagte:

„Sie lassen uns ein wenig warten, Komtesse! Aber,“ mit einem huldvollen Lächeln, „Sie konnten sich gewiß nicht schlüssig werden, welches Kleid oder welcher Schmuck Ihnen am besten stehen würde!“

Die Komtesse darauf mit einem tiefen Hofknicks, der sowohl dem Fürsten wie auch dem Herzog gelten konnte:

„Gütig und weise wie immer, mein Fürst, haben Sie es auch diesmal richtig getroffen. Wir armen Frauen haben ja nichts als unsere Schönheit, ‚und die bessere Hälfte des Mannes ist seine Frau, die schönere Hälfte der Frau hingegen ist stets ihre Toilette,‘ sagt meine gnädige Herrin, Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin!“

Das Lachen der Herrschaften über dieses Bonmot klang recht gezwungen, und die Oberhofzeremonienmeisterin sagte spitz:

„Ihre Hoheit hat ganz recht, aber die Gebote der Kirche und der Schicklichkeit bestimmen auch, daß diese beiden Hälften, Ehegatten genannt, beieinander bleiben!“

„Sehr wahr!“ bestätigte jetzt der Herzog, der eine merkwürdig harte, schrillende Diskantstimme besaß.

„Und wenn diese Pflicht, beieinander und miteinander zu leben, von einem der beiden Ehegatten mißachtet wird, so soll man ihn mit allen Mitteln daran erinnern!“

„Wir wünschen nämlich,“ erläuterte der Fürst die Worte des Herzogs, „daß Ihre Hoheit die Erbprinzessin ungesäumt von ihrer Reise zurückkehrt, um sich von den Strapazen dieser Reise zu erholen, aber auch, um nach dem Befinden ihres Gemahls, meines Herrn Sohnes, sowie auch dem der Prinzessin Laura, meiner Enkeltochter, zu sehen!“

Die Komtesse beugte sich, mit ihren klugen Augen den Fürsten fixierend, vor und fragte:

„Und wer soll beauftragt sein. Ihrer Hoheit diesen Wunsch Euer Durchlaucht zu übermitteln?“

Der Fürst besann sich eine Weile, dann sagte er, wie entschuldigend:

„Wir haben wegen Ihrer noch so großen Jugend von Ihnen, liebe Komtesse, Abstand genommen und sind willens, die Oberhofzeremonienmeisterin,“ er bewegte huldvoll seinen Kopf nach der Freiin von der Gothe, „mit dieser, wie uns deucht, allzu verantwortlichen Mission zu betrauen!“

Die Komtesse lachte hell auf.

„Verzeihen Eure Durchlaucht meine ungeziemende Heiterkeit, und auch die Frau Oberhofzeremonienmeisterin möge mir glauben, daß mein Lachen weder der Entschließung Eurer Durchlaucht, noch der Wahl galt, die Eure Durchlaucht zu treffen geruhen! … Ich freue mich nur, daß ich es nicht bin, die mit diesem vielleicht nicht so leicht ausführbaren Auftrage betraut worden ist!“

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Also, Sie sind der Meinung, Komtesse, daß Ihre Hoheit, die Frau Erbprinzessin, sich weigern wird …“

„Ganz gewiß, Euer Durchlaucht!“ fiel die junge Gräfin lebhaft ein, „die Frau Erbprinzessin sagte mir, wie ich Urlaub für Heimreise von ihr erbat und erhielt: ‚Bestellen Sie zu Hause, daß ich vorläufig gar nicht daran denke, zurückzukehren. Es gefällt mir viel zu gut in Paris!‘“

„Inzwischen hat sich die Frau Erbprinzessin aber schon nach Wien begeben, es scheint also doch nicht nur der Aufenthalt in Paris zu sein, der sie von der Heimreise zurückhält!“ meinte jetzt, offenbar, um auch etwas zu sagen, der Ministerpräsident Freiherr von Böllinghof, ein mit einer peinlichen Eleganz gekleideter Hofmann mit einem sehr blassen, hochmütigen Gesicht.

Und der Herzog setzte hinzu:

„Nein, allerdings! Denn ich habe meine Tochter im Prater in Wien spazieren fahren sehen, während der Hauptmann in meinem Leibregiment von Schroppsdorf neben ihrem Wagen herritt und die Prinzessin angelegentlich mit ihm plauderte.“

Die Komtesse neigte ihren schönen Kopf zustimmend.

„Ja, das ist der Herr Hans Lux Ritter von Schroppsdorf, den Ihre Hoheit in Paris bei einer Ausfahrt im Bois de Boulogne kennen lernte und der ihr dann Reitlektionen erteilte.“

Die Zeremonienmeisterin konnte sich bei diesen Worten der Komtesse nicht enthalten, ihr Haupt in einer höchst mißbilligenden Weise zu schütteln.

An sie wandte sich jetzt der Fürst.

„Ich beauftrage also Sie, liebe Frau von der Gothe, heute noch nach Wien abzureisen und sobald wie möglich mit Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin hieher zurückzukehren!“

Damit erhob sich Max VII., so andeutend, daß die Beratung ihr Ende erreicht habe.

Und auch die Gesellschaft erhob sich.

Der Erbprinz gesellte sich zu dem Ministerpräsidenten, der Fürst ging neben der Zeremonienmeisterin, und Herzog Adalbert gab seinen Arm der schönen Gräfin von Randow.

Dieses Paar war das letzte, das den blauen Salon betrat, in dem der Fürst noch mit dem Kammerherrn und den beiden Räten einige Worte wechselte.

Der Erbprinz mit dem Ministerpräsidenten und zwischen ihnen beiden Klaus Kurt von und zu dem Walde standen abseits und warteten, bis der Fürst sich zurückziehen würde; da kamen der Herzog von Almira und Mataswintha von Randow, die in ihrer ganzen Erscheinung vorzüglich zueinander paßten.

Bei diesem Anblick wurde der kleine Leutnant purpurrot.

Ein einziger Blick hatte ihm gezeigt, daß die Komtesse das Brillantkollier mit der schwarzen Perle trug und die Art, wie sie sich mit ihrem biegsamen Körper auf den Arm des Herzogs lehnte, offenbarte dem Adjutanten zur Genüge, wem sie dieses kostbare Geschenk zu verdanken hatte.

Sechstes Kapitel.

Es war das beste Zimmer des besten Hotels in Hohenhain, in dem die Herren vom Adelsklub allabendlich zusammentrafen.

Nicht alle Mitglieder der Gesellschaft erschienen dort an jedem Abend, denn die meisten von ihnen hatten familiäre sowie gesellschaftliche Verpflichtungen. Aber gerade die verheirateten Herren kamen oft noch spät in der Nacht, nachdem sie ihre Gesellschaften gegeben, mit ihren Familien Bälle besucht und, wie Herr von Rasta, der Oberstaatsanwalt, sich auszudrücken beliebte, „nachdem sie ihre Teuren zu Hause abgeladen hatten“ …

Bis zwölf Uhr nachts ging es in den Klubräumen fast bürgerlich her. Man sah dort die Aristokraten ihren Skat machen, auch wohl eine Partie Whist oder L’hombre spielen, ganz wie im „Hirschen“, draußen in der Wollenberggasse am Osttor.

Aber das waren ältere Herren, pensionierte Militärs und ein paar Geheime Hofräte, die frühzeitig nach Hause gingen und die man des Morgens um sieben Uhr schon wieder auf der Stadtpromenade traf.

Um zwölf Uhr wurde der Adelsklub offiziell geschlossen, Gäste, die sonst ohne weiteres Zutritt hatten zu den ein wenig altväterisch, aber höchst gediegen eingerichteten Räumen, bedurften alsdann einer besonderen, nur für den betreffenden Tag gültigen Einführung. Und es war nicht leicht für den Fernerstehenden, hier Zutritt zu erhalten.

Freiherr von Böllinghof, der jetzige Staatsminister von Hohenhain, der nebenbei Herrn von Rastas Vorgänger im Amte gewesen war, sagte jedesmal, wenn über die Zulassung neuer Klubgäste entschieden wurde, er könne diese Zugvögel nicht leiden! Selten brächten sie etwas, aber desto häufiger rupften sie die alten, eingesessenen Vögel, um dann schnell wieder heimwärts zu verschwinden. Auch sei ihre Diskretion, selbst wenn sie noch so alte Namen trügen, nicht immer zweifellos.

Ganz anders war es mit neuen Mitgliedern, deren Zulassung befürwortete der Hohenhainer Gewaltige entschieden – notabene: wenn sie tüchtig Geld und die Adelsqualität besäßen, wobei es Herrn v. Böllinghof ganz gleichgültig war, wieviel Ahnen das neue Klubmitglied hatte.

Die Klubräume füllten sich jetzt mehr und mehr, die Herren unterhielten sich gruppenweise, ohne daß rechtes Leben in die Gesellschaft kam.

„Heute will es doch wieder gar nicht zwölf werden!“ meinte Professor v. Mammerle, der Besitzer der nahe der Residenz gelegenen Heilanstalt Schwarzenau, zu einem anderen Herrn, dessen blasiertes Gesicht sich mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit nach der Decke richtete.

Der junge Adelige – trotz seines stark gelichteten Haupthaares und der Glanzlosigkeit der großen, hellblauen Augen hatte man das Gefühl, Herr von Beheim

müsse noch sehr jung sein! – gähnte in die weiße, schmale Hand hinein und meinte dann:

„Ich stehe deshalb schon nie vor drei Uhr nachmittags auf! … Aber das ist immer noch zu früh … was soll man machen in diesem Nest?! … Es ist keine Phrase, lieber Professor, wenn das Spiel nicht wäre, wäre ich auch nicht mehr …“

„Aber in Ihrem Alter!“ wunderte sich der Irrenarzt, „das ist ja pathologisch, lieber Herr von Beheim! … Mein Gott, wie ich in Ihrem Alter war, da kannte ich den Spielteufel noch gar nicht! … Nein, wahrhaftig, ich renommiere nicht, aber damals! …“

Und der Professor, der nach der letzten Mode gekleidet und geschniegelt wie ein junger Geck einherging, sah träumerisch auf seine mit glänzend polierten, doch ein wenig gebogenen Nägeln gezierten Fingerspitzen.

Herr von Beheim blickte ihn einige Augenblicke an, wie ein Meereswunder, schien auch etwas sagen zu wollen, schwieg dann aber; er wandte sein bis auf ein winziges Bärtchen glattrasiertes Gesicht wieder hinauf zur Zimmerdecke, wo Amoretten den goldenen Wagen irgend einer mythischen, nur mit Blumengewinden bekleideten Dame zogen.

Indem tat sich die Tür auf und der fürstliche Justitiar Doktor Perkuhn trat ein.

Dieser Herr hatte mit seinem starken Körper, der auf zwei kurze und trotz aller Schneiderkünste ein wenig krumme Beine gestellt war, mit dem spitzen, schwarzen Kopf, aus dem eine Raubvogelnase scharf hervorsprang, einen entschieden semitischen Typ. Er bekannte sich jedoch zum Christentum und leugnete seine jüdische Abstammung ganz entschieden.

Daher erfreute er sich in Hohenhain bei den Israeliten der gleichen Unbeliebtheit wie bei den Protestanten. Und wenn er trotzdem in jeder Gesellschaft zu sehen war, in allen gemeinnützigen Vereinigungen einen Posten bekleidete und bei allen großen Geschäftsabschlüssen seine Hand im Spiele hatte, so war das nicht nur seiner in der Tat seltenen Geschäftsgewandtheit zuzuschreiben, sondern es offenbarte sich darin auch das Bestreben aller maßgebenden Kreise, mit ihm in guten Beziehungen zu stehen.

Beim Fürsten galt er für allmächtig, ebenso fast wie der Staatsminister Freiherr von Böllinghof, und der Rechtsanwalt verstand sich auch brillant mit diesem.

Doktor Perkuhn war der einzige Bürgerliche unter den Mitgliedern des Adelsklubs;. Und es hieß, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um diesen Mangel auszugleichen. Aber der Justitiar, so sagte man, verschmähte den Adel, er wolle den Herren Aristokraten, die ihm vielfach mit kühler Zurückhaltung begegneten, zeigen, daß sie ihn auch so, ohne das Wörtchen „von“, in ihrer Mitte leiden müßten.

Gleich nach ihm erschien der Staatsminister und mit ihm Manfred von Heinersdorf, der Kammerherr.

Neben dem stiernackigen Herrn von Böllinghof, dessen rotes Gesicht einen brutal sinnlichen Ausdruck hatte, machte die schlanke, trotz des vorgerückten Alters noch immer nervige Seigneurgestalt des Kammerherrn im untadeligen *evening dress* einen doppelt vornehmen Eindruck.

Aber kaum waren die beiden Herren eingetreten und hatten eben den Oberstaatsanwalt von Rasta, einen dürren Bureaukraten, dessen scharfgeschliffene Brillengläser den hellen Glanz der elektrischen Flammen widerspiegelten, begrüßt, so öffnete sich die Tür abermals und Seine Hoheit der Erbprinz mit seinem Adjutanten trat ein.

Inzwischen war der große Tisch im Hauptsalon, dessen weißes Damasttuch vorhin so harmlose Gedecke und Blumenvasen trug, mit einer grünen Decke behangen worden, die man an den Ecken mit starken Klammern befestigte. Die Mitte dieser Decke nahm der Talon ein, dessen aufgenähte und bestickte Karten aus gemaltem Elfenbein waren.

Hier in diesem Raume dominierte der Tempel, und der Staatsminister meinte immer, in dieser Hinsicht sei er absoluter Kommunist; das Spiel, bei dem sich die biederen Untertanen gegenseitig das Geld abnehmen, sei auch für den Aristokraten das angenehmste und bequemste.

Damit aber auch dem verwöhnteren Geschmack Rechnung getragen wurde, hatte man in den kleineren Nebenzimmern zur Linken einen Bakkarattisch errichtet, während im Salon rechts dem Pharao gehuldigt wurde.

Dieses Spiel bevorzugte der Erbprinz und wollte eben eintreten in den ganz in Blau gehaltenen Raum, dem man aus Courtoisie sein eigenes großes Ölporträt gestiftet hatte, als der Adjutant Seine Hoheit darauf aufmerksam machte, daß Dr. Perkuhn drinnen gerade die Bank halte.

Der Prinz rümpfte seine schmale Nase und blieb im Hauptsalon, ein wenig unschlüssig, ob er wegen des, wie es schien, momentan vom Glück begünstigten Staatsministers pointieren sollte.

Hans Kurt von und zu dem Walde ermutigte ihn aber, und der Prinz, der in letzter Zeit Pech gehabt hatte, wagte ein paar kleine Sätze.

Er gewann. Und als habe sich mit seinem Hinzutreten das Blatt gewendet, so verlor plötzlich Freiherr von Böllinghof Zug um Zug.

Beinahe jede Karte schlug jetzt gegen ihn, und der Staatsminister wurde ein wenig nervös, als er die Gewinne der unter dem Eindruck seiner Verluste jetzt immer schärfer herangehenden Pointeure auszahlte.

Vor ihm lag ein ganzer Haufen Geld: Papier, Gold und auch Silbermünzen.

Aber Silber setzte jetzt niemand mehr. Die Einsätze erhöhten sich mit jeder Taille. Da wurde ihm das Heraussuchen der Goldmünzen langweilig.

Die Karten verdeckt hinlegend, begann er mit einem „Pardon“ das Silbergeld herauszusortieren. Und dann, als er damit fertig war, strich er mit den Worten *„Pour le garçon!“* das ganze Silber vom Tisch herunter, so daß Fünf-Mark-Stücke, Taler und Mark-Stücke lustig klirrend über den Boden hüpften.

Der Kellner, ein flotter Bengel von höchstens sechzehn oder siebzehn Jahren, sprang geschickt wie ein Affe im Zimmer umher und sammelte das Geld mit einem *„mille merci!“* in seine Taschen.

Und die Kavaliere, entzückt von dieser „Noblesse“ und belustigt durch die flinken Beine des Kellners, lachten herzlich.

Dann nahm das Spiel seinen Fortgang, der Erbprinz gewann unablässig und sein Adjutant, der stets dieselben Karten besetzte, half ihm dabei.

„Hoheit beuteln mich heute ganz und gar aus!“ sagte der Freiherr mit einem etwas gezwungenen Lachen.

Aber wie der Prinz daraufhin das Spiel einstellen wollte, protestierte der Staatsminister.

„Nein, nein, Hoheit, im Gegenteil, ich bitte um Revanche!“

„Das ist Ihr gutes Recht!“ erwiderte der Erbprinz und setzte einen blauen Lappen auf die Dame, die sofort für ihn schlug.

„Nun bitte ich um einen Augenblick Pause!“ meinte der Staatsminister, dessen Mund wie in einer leichten Nervenkrise zuckte.

„Eugen!“

Der Kellner kam eilfertig herbei.

„Haben Sie tausend Mark da?“

„Jawohl, bitte, Exzellenz!“

Der Minister riß ein Zettelchen von seinem Taschenblock, schrieb eine „1000“ und seinen Namen darunter und gab das Papier dem jungen Menschen, der es mit der Ruhe des in solchen Dingen erfahrenen Mannes gegen ein Tausend-Mark-Billett eintauschte.

„Höre auf jetzt!“ raunte Hans Kurt seinem prinzlichen Duzbruder zu, „wenn der erst anfängt zu pumpen, dann gewinnt er auch wieder!“

Ein scharfer Blick, der ihn aus den Augen des Staatsministers traf, sagte dem Adjutanten, daß Seine Exzellenz ihn begriffen, wenn nicht seine Worte verstanden hatte.

Aber Prinz Rolf war viel zu sehr im Eifer des Spieles. Er dachte gar nicht daran, aufzuhören, und selbst das Beispiel seines Adjutanten, der nur anstandshalber hie und da ein Zehn-Mark-Stück setzte, konnte ihn nicht bestimmen, das Nämliche zu tun, obwohl die Voraussagung des Adjutanten fast sofort eintraf.

Der Staatsminister gewann jetzt.

Und gewann immer wieder. Besonders die hohen Sätze blieben stets in seiner Hand. Die anderen Herren zogen sich nun mehr und mehr zurück, teils weil sie einsahen, daß gegen diese Serie des Herrn von Böllinghof nicht anzukämpfen sei, teils auch, weil sie das Kartenduell, das sich da jetzt zwischen dem Staatsminister und dem Fürstensohne abspielte, noch mehr interessierte als das Spiel selber.

Auch aus den Nebenzimmern kamen jetzt die Herren herüber.

Prinz Rolf hatte längst sein bares Geld verspielt und gab Bons, die er auf seine Visitenkarten schrieb, da erschien der Justitiar seines Vaters in der Tür. Dessen Pharaotisch war unter dem Einfluß des aufregenden Schauspiels nebenan allmählich vereinsamt.

Dr. Perkuhn schob sich geschmeidig zwischen den Kavalieren hindurch an die große, grünbehangene Tafel heran und mit einem leisen „es ist doch erlaubt?“ begann er am Spiele teilzunehmen.

Mit einem hochfahrenden Neigen seines Hauptes, das jetzt in der Aufregung des Spieles noch mehr glühte – während das Gesicht seines prinzlichen Partners immer bleicher wurde – gab der Staatsminister seine Zustimmung.

Und nun begann ein merkwürdiges Spiel.

Das Unglück des Erbprinzen wie einen Schild benutzend, begann der kleine Mann, dessen eherne Ruhe dem rollenden Golde, den tanzenden Scheinen gegenüber etwas wirklich Imponierendes hatte, zu pointieren.

Er setzte stets die Karten, welche der Erbprinz freiließ, und hatte fast jedesmal gewonnen.

Und wenn er zu Anfang noch Goldmünzen hinlegte, so nahm er, sicher und sicherer werdend, zuletzt nur noch große Banknoten und verdoppelte die Einsätze des Prinzen, dem das Geld schon knapp wurde.

Prinz Rolf nahm, da es ihm peinlich werden mochte, fortwährend Blanketts auszuschreiben, seinen Adjutanten in Anspruch, der ihm bereitwilligst aushalf. Aber die Barmittel Hans Kurts waren nur allzubald erschöpft.

So kam der Moment, wo der Prinz wieder zu den Schuldscheinen greifen oder aufhören mußte.

Da schob sich eine kleine schwarzbehaarte Hand, deren dicke Finger von Edelsteinen strahlten, vor und legte ein Paket Banknoten vor dem Prinzen auf den Tisch.

„Erweisen Euer Hoheit bitte jetzt mir die Ehre!“

Der Prinz zögerte. Aber dann zwang ihn der Spielteufel, die Hilfe des Mannes, den er sonst mied, wo er konnte, in Anspruch zu nehmen.

Prinz Rolf spielte weiter und verlor. Er hatte die Banknoten flüchtig durchgezählt und mit einem gemurmelten „Fünftausend … danke bestens!“ den ersten Schein gewechselt.

Zehn Minuten später war er abermals blank. Die Banknoten aber befanden sich wieder in den Händen des Justitiars, da dieser nicht aufhörte, seinerseits gegen den Bankhalter zu pointieren und zu gewinnen.

Von der Vergeblichkeit seines Spieles durchdrungen und selbst schon mit bedeutenden Verlusten belastet, schlug der Staatsminister vor, es für heute genug sein zu lassen „des grausamen Spieles“!

„Wir können die Revanche auf morgen verschieben, Hoheit!“

Aber der Prinz lächelte nicht einmal. Er war offenbar ganz ratlos und verwirrt, so daß er gar nichts zu erwidern mußte.

Der Staatsminister hingegen setzte mit schlecht verstecktem Hohne hinzu: „Hoffentlich bemüht sich Herr Doktor Perkuhn dann auch wieder, die ausgleichende Gerechtigkeit zu spielen!“

Und der kleine Rechtsanwalt darauf todernst:

„Ich werde nicht verfehlen!“

Siebentes Kapitel.

Der Sommer wollte in diesem Jahre kein Ende nehmen. Es waren schon die letzten Tage des September, aber die Sonne verlor ihre Kraft nicht, und die sanften Regengüsse, die in den lauen Nächten herniederfielen, ließen die Rosen sich immer wieder zu neuem Duft entfalten …

Das war wie ein ewiger Lenz, in dem die Menschenherzen sich fanden und in dem die, die sich gefunden hatten, immer fester und unauflöslicher zusammenwuchsen.

In den Büschen sangen die Nachtigallen, wie wenn es Mai wäre, und die ganze Nacht tönte ihr froher Jubel hinauf zu den weinlaubumrankten Fenstern, hinter denen ein glückliches Weib sich nach dem sehnte, der sie leben gelehrt, der ihr das Paradies der Liebe erschlossen hatte.

Kein rauher Wind, kein Hagelschauer deutete auf das Ende dieses Sommers hin.

Wenn Prinzessin Margarete jetzt erwachte, so war sie dem Kinde gleich, das es nicht erwarten kann, den Fuß in das tauige Gras der Wiesen zu setzen.

Ihr Gesang, den sie schon vergessen hatte, ihre tiefe, schöne Altstimme klang durch das stille Haus, den blühenden Garten.

Die Prinzessin liebte!

Sie liebte zum erstenmale mit der reinen Vollkraft eines Wesens von achtzehn Jahren! Aber diese Liebe war tiefer und dauernder, sie war eben die Liebe einer Frauenseele, die sich Jahre und Jahre hindurch danach gesehnt hatte, den zu finden, der sie voll und ganz verstehen würde, und die nun ihr köstliches Besitztum mit jeder Faser ihres Herzens umspannt.

Sie liebte und war sich dessen so voll bewußt, daß sie diese Liebe als ihr spät geschenktes köstliches Besitztum ansah, das sie schützen und verteidigen müsse gegen eine ganze Welt von Widersachern.

Sie wußte, welch einen Sturm ihre Leidenschaft heraufbeschwören mußte, wußte, daß alle, die ihr bisher nahe gestanden hatten, sie nun verdammen und verfolgen würden! Keinen Augenblick gab sie sich der Täuschung hin, daß man ihr Zeit lassen würde, diesen süßen Becher in Ruhe bis auf den Grund zu leeren.

Sie kannte ihren Gatten.

Und ihren Vater und den Vater ihres Mannes!

Ihr Gatte, dessen Empfinden so arm war, daß er mit allem sich begnügte, was seine Sinne für den Moment anregte, der, zu schwach und zag, um einer echten Leidenschaft fähig zu sein, in dem sinnlosen Hinschlachten armer Tiere seine Sensationen suchte. Ihr armer Gatte! Manchmal hatte sie ihn bemitleidet, wenn sie sah, wie seine Seele so glanzlos, so stumpf sich zu nichts Hohem emporschwingen konnte und ewig verdammt schien, in den Niederungen des Daseins zu vegetieren.

Aber ihr feiner Spott, der ihn im Anfang der Ehe hatte emporrichten, die besseren Regungen in ihm hatte wachrufen sollen, prallte entweder ganz ab von dem Panzer, den Hochmut und Unintelligenz um dieses fürstliche und doch so bettelarme Gemüt schmiedeten, oder er versetzte den Prinzen in Wut.

Dann geriet er ganz außer sich und einmal hatte er sein Weib in solchem Zustande mit der Peitsche brutal mißhandelt.

Seit dem Tage war die Saite gesprungen, die in dem Herzen einer jeden edlen Frau für ihren Gatten klingt, solange bis er selbst sie mit täppischer und roher Faust zerreißt.

Eine Gleichgültigkeit, wie sie sie kaum noch einem Mitgeschöpfe gegenüber empfand, hatte die Prinzessin erfaßt gegen den Gatten, der sich darum gar nicht kümmerte, ja der sich vielleicht dieser Abkehr gar nicht einmal bewußt wurde.

Die Treue, die sie ihrem Gatten hielt, konnte also nur noch die Rücksicht auf den hohen Namen der eigenen Familie und derjenigen sein, in die sie diese unselige Heirat hineingeführt hatte.

Das kleine Mädchen, die Prinzessin Laura, hatte zu wenig von der Mutter, um der einsamen Frau einen Ersatz in der Mutterliebe zu bieten. Derselbe beschränkte, boshafte Zug, der sich im Antlitz des Vaters so unangenehm ausprägte, entstellte schon jetzt die Züge des Kindes, das eine Lust daran zu finden schien, seine Erzieherinnen und das fürstliche Gesinde zu quälen.

Prinzeß Margarete hatte ihr Töchterchen früher deshalb wohl einmal gestraft, aber dann war der Erbprinz dazwischen gekommen und hatte im Beisein des Kindes die Mutter so heftig gescholten, daß diese alle Versuche, auf den merkwürdigen und unkindlichen Charakter der kleinen Prinzessin einzuwirken, ein für allemal aufgab.

Ihrem Schwiegervater hatte die Prinzessin vom ersten Moment ihrer Bekanntschaft an völlig fremd gegenüber gestanden.

Sie sahen sich fast nie.

Sie verstand jene pedantische, der Gegenwart und ihren Forderungen abgekehrte Art nicht und er hatte kaum und mit dem größten Mißfallen von ihren freien und, seiner Ansicht nach, ganz revolutionären Ansichten vernommen, als er jeder Gelegenheit zu einem Gespräch mit ihr auswich.

Gleich den meisten Potentaten sah er schon in dem leisesten Widerspruch eine Art von Hochverrat, dessen er sich, wenn nicht anders, durch eine eisige Zurückhaltung erwehrte.

Dazu kam, daß Max VII. auch die Persönlichkeit seiner Schwiegertochter nicht übermäßig sympathisch war. Die klare, gerade Frau, die alle Winkelzüge haßte, deren Weiblichkeit stolz, fest und selbst in der Hingabe noch heroisch und ungebeugt sein mußte, blieb ihm eine unverstandene und uninteressante Erscheinung.

Der alte Fürst liebte die Frauen sehr. Aber es waren die Frauen, die seine Zärtlichkeit auf sich lenkten. Er wollte bestrickt, betört und fasziniert sein; die Liebe, die wie der Bergquell erfrischt, verjüngt und ewig rein erhält, die verstand er nicht.

Da war also keiner, zu dem die Erbprinzessin sich in den Nöten ihres Herzens hätte flüchten können. Am wenigsten ihr Vater.

Eugen XII. von Almira war einer von den Männern, die an der Stelle des Herzens eine Rechenmaschine in der Brust zu tragen scheinen.

Auch er war ein großer Freund der Frauen.

Eine berühmte Sängerin wurde als seine Favoritin genannt. Aber wenn die Fama mit dieser Behauptung recht hatte, so war seine Dame sicherlich nicht zu beneiden. Ihr hoher Freund war von einer so seltenen Vielseitigkeit in seinen Gunstbezeigungen, er besaß ein so ungeheures, geradezu internationales Herz, daß für die Sängerin in der Tat nicht viel davon übrig bleiben konnte.

Besuchte Eugen XII. einen Badeort, eine fremde Stadt, so zeigte man sich schon am zweiten Tage die Dame, die er besonders ausgezeichnet hatte.

Um die Meinung der Welt kümmerte er sich dabei nicht im mindesten. Er war wie der Minotauros, dem die Griechenstadt Hekatomben von Jungfrauen darbringen mußte und der doch immer neue Opfer verlangte.

An diesen Vater hatte sich die Erbprinzessin gleich im Anfange ihrer Ehe gewandt, als sie die Gemeinschaft mit dem rüden und verständnislosen Manne, den man ihr befohlen hatte zu heiraten, nicht länger ertragen zu können vermeinte.

Und was erwiderte ihr der Herzog?

Er, der seine Tochter, seitdem sie erwachsen war, nie mehr anders als mit „Sie“ und „Madame“ anredete, er sagte ihr mit einem eiskalten Lächeln:

„Madame, ich habe Ihnen zu Ihrer Hochzeit einen Paravent geschenkt. Was Sie hinter diesem Wandschirm tun, geht nur Sie allein an; aber ich wünsche, daß Sie diesen Paravent behalten bis an Ihr Lebensende!“

Welch ein tiefer, unauslöschlicher Schmerz mußte diese edle Frauenseele brennen machen, bei solchem Wort des eigenen Vaters!

Einsam, ganz mutterseelenallein in dieser Welt des goldenen Scheins blickte ihr Herz, ihr selber ganz unbewußt, suchend und ahnend in die Ferne … Irgendwo da draußen, wo nicht die Kronen die Köpfe und Herzen zerpressen, irgendwo in der weiten Welt mußte es eine Seele geben, in die hinein sich der Feuerstrom ihrer eigenen sich ergießen konnte!

Sie haßte niemand. Aber ein Gefühl der Verachtung beschlich sie beim Anblick dieser Menschen, die sich lächelnd und mit glatten Worten auf den Lippen gegenseitig zu erwürgen suchten.

Das Intrigenspiel der Höfe, dem sie als Kind verständnislos zugesehen, ekelte sie an, je mehr sie es begriff.

Längst hatte sie verlernt, an der Macht Gefallen zu finden, die doch nur den Ohnmächtigen so groß deucht. Und der Reichtum, der Überfluß, in dem sie lebte, schien ihr zu selbstverständlich, als daß sich daran hätte ihr Herz hängen sollen. Daß man einen mit Geld erfüllbaren Wunsch haben und ihn nicht hätte befriedigen sollen, erschien ihr absurd! Und wenn man ihre Verschwendungssucht, die nicht zum wenigsten aus ihrer Unbefriedigung in ihrer Ehe hervorwuchs, Zügel anlegen wollte, so lachte sie über diese Bemühungen und tat und kaufte doch, was sie wollte.

Und nun war auch das, nach dem ihre Sehnsucht, wie ein Kind in einem dunklen Walde, so unablässig gesucht hatte, nun war auch dieser Wunsch ihres durstenden Herzens erfüllt!

Erfüllt so schön, so herrlich, so kostbar, wie er nur den Auserwählten dieser Erde erfüllt wird.

Sie liebte und sie wurde wieder geliebt von einem Mann, wie sie nie einen Mann kennen gelernt und gesehen hatte.

Ein Edelmann in dem einzigen Sinne dieses hohen Wortes hatte sein Herz ihr zugewandt und sie hatte dieses Herz empfangen in dankbarer Liebe und in demütiger Zärtlichkeit.

Daß sie eine Prinzessin und er nur ein einfacher Hauptmann war, das sah und fühlte sie gar nicht.

Mann und Weib waren sie. Und der Mann liebte das Weib und das Weib gab ihm dafür ihre Liebe und ihr Leben.

Es war, wie im Anfang, als Gott zwei Wesen für einander erschuf, aber schöner und heiliger, denn zwischen diesen beiden war nicht Arg noch Falsch. Ihr starkes, einfaches Herz lag offen wie ein köstliches Buch vor ihm, und die Blicke seiner stahlgrauen Augen, die seine Worte begleiteten, redeten von der unverbrüchlichen Wahrheit seiner Empfindungen.

Ihre Liebe hatte ein Wesen aus ihnen beiden gemacht. Und sie fühlten sich stark und zum Widerstande gewappnet, wenn man es versuchen würde, sie auseinanderzureißen.

* * *

Soeben war Hans Lux von Schroppsdorf aus dem benachbarten Weiler herübergekommen, wo er auf dem Herrensitz seines Freundes, des Grafen von Rotenried, Wohnung genommen hatte.

Die Erbprinzessin saß auf der hölzernen Balustrade im Schatten der Weinwand und wurde von ihrer Kammerfrau, Martha Weißfohl, beim Frühstück bedient.

Um die hohe Frau her lagen ihre Windhunde. Große, langhaarige Tiere, mit denen sie in Ungarn Hasen und Steppenwölfe gehetzt hatte.

„Weißt du, Martha,“ sagte die Prinzessin gerade, „ich wundere mich, daß wir von zu Hause so wenig hören!“

Die Kammerfrau, eine muntere Person mit Gesichtszügen, die nichts Domestikenhaftes hatten, suchte gerade nach einer Antwort, in der sie ihre eigenen Befürchtungen der Herrin nicht aufdrängen wollte, als sie, froh aufatmend, den Baron von Schroppsdorf gewahrte und, hinabblickend, ihre Herrin auf den Ankömmling aufmerksam machte.

Die Farbe in dem von der Liebe verklärten Gesicht der Prinzessin kam und ging.

Sie sagte nichts, aber das Leuchten ihrer großen blauen Augen und das Beben ihrer schönen weißen Hände, die sie jetzt auf das weiße Tischtuch legte, verrieten die leidenschaftlichen Empfindungen, die allein der Name des geliebten Mannes in ihr wachrief.

Trotzdem erhob sie sich nicht eher, als er die letzten Stufen der Verandatreppe hinaufgestiegen war.

Sie wollte ihm nicht zeigen, mit welch einer an Wahnsinn grenzenden Hingebung sich alles in ihr ihm entgegendrängte. Er sollte nicht sehen, wie sehr sie ihn liebte, damit diese allzu große Liebe ihm nicht wertlos dünkte!

Und als er auf sie zutrat, da flogen ihm ihre Augen entgegen und suchten in den seinen und fanden mit stillem Jubel noch all die Liebe, all die angebetete Liebe wieder, mit der er sie gestern verlassen hatte.

Sie reichte ihm mit einem Seufzer des Glücks ihre beiden Hände und er preßte seine bärtigen Lippen lange erst auf die rechte und dann auf die linke.

Trotzdem sie ganz allein in dem nach der Landstraße zu durch hohe Hecken abgeschlossenen Garten waren und trotzdem Martha Weißfohl in alles eingeweiht, war die Zurückhaltung dieser Frau, die immer dem höfischen Zwang unterstanden hatte, zu groß, als daß sie es über sich gebracht hätte, ihre Arme um den Geliebten zu schlingen und ganz und schrankenlos in seinem Kusse aufzugehen.

Er aber war ein Kavalier und nahm nicht mehr von der Dame seines Herzens, als diese ihm freiwillig bot. Auch mischte sich die Ehrfurcht vor der Gefürsteten noch immer in seine zärtlichsten Gefühle; nicht daß sie ihm höher stehend dünkte, nein, nur ehrfurchtsvoller und in ihrer Liebe unnahbar erschien sie ihm.

Dann frühstückten sie zusammen, und auch die Hunde bekamen ihr Teil von der Mahlzeit.

„Ragai!“ rief die Erbprinzessin. Da erhob sich des größte der Barsois, ein mächtiger, rot-weiß gescheckter Rüde, und fing mit seinem Krokodilsrachen geschickt den Fleischbissen, den ihm seine Gebieterin hinwarf. Dann legte er sich gehorsam wieder hin.

„Sascha!“ rief nun die Prinzessin.

Als auch er sein Teil weg hatte, wollte der fast ganz weiße Hund nicht vom Platze der Herrin weichen, aber ein einfaches „Pascholl, Sascha!“ von der eigenartig fest und metallisch klingenden Stimme des Hauptmanns, der eine seltsame Macht über

Menschen und Tiere zu haben schien, ließ den Hund sich schnell geduckt davon schleichen.

Und eben wurde Buska, die rote Hündin, aufgerufen, als ein Diener, ums Haus herumkommend, die Verandatreppe hinaufstieg und der ihm entgegeneilenden Kammerfrau eine große weiße Visitenkarte auf dem Silberteller überreichte.

Die Kammerfrau, die es sich nicht hatte versagen können, auf den zierlich gestochenen Namen einen Blick zu werfen, reichte das Tablett mit erschrecktem Gesicht ihrer Herrin, und die Prinzeß sagte, die Karte ansehend, ebenfalls perplex, aber sich doch sofort wieder fassend:

„Das dachte ich mir! … Von Hause! … Und statt der Randow schicken sie mir die Gothe! Das bedeutet Unterwerfung oder Ungnade! Nun, ich will ihnen zeigen, daß mir an ihrer Ungnade nichts liegt und daß ich mich nicht mehr unterdrücken lasse! … Hans Lux!“

Sie schlug ihr seelenvolles Auge voll zu dem Hauptmann auf.

„Werden Sie mir beistehen, wenn es jetzt gilt, diesen großen Kampf auszufechten?“

Da senkte Hans Lux von Schroppsdorf das Knie vor der geliebten Frau und sagte:

„Prinzessin, ich möchte für Sie leben. Aber wenn es sein muß, dann kann ich auch für Sie sterben.“

Achtes Kapitel.

Hans Lux von Schroppsdorf hatte sich erhoben, die Erbprinzessin hingegen saß unbeweglich in ihrem Korbsessel, als die Oberhofzeremonienmeisterin die Veranda betrat.

Aber der tiefe Hofknicks galt einzig der Fürstentochter, den Ritter von Schroppsdorf übersah Frau von der Gothe gänzlich.

Nachdem Prinzeß Margarete die Dame gebeten hatte, Platz zu nehmen, was die Freiin denn auch mit einer ganz unverkennbaren Reserve in Haltung und Miene tat, sagte die Prinzessin vollkommen ernst, aber ohne einen leichten Sarkasmus unterdrücken zu können:

„Ich nehme an, gnädige Frau, daß Sie Ihre kostbare und für den Hohenhainer Hof so wichtige Zeit nicht nur geopfert haben, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Darf ich Sie bitten, mir ohne viel Umschweife mitzuteilen, was Sie zu mir führt?“

Die Freifrau nickte steif wie eine chinesische Pagode.

„Der Wunsch Eurer Hoheit ist mir Befehl und ich werde nicht einen Moment zögern, die mir gewordenen Weisungen an Eure Hoheit respektvollst weiterzugeben, sobald Eure Hoheit geruht haben werden, diesen Herrn zu entlassen!“

Ihre große Nase zeigte dabei wie ein Wegweiser auf den Hauptmann, der sich eines leisen Lächelns nicht erwehren konnte, als er, zu der Prinzessin gewandt, sagte:

„Ich bitte Eure Hoheit um die Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen, bin aber, sobald Sie es wünschen, sofort zur Stelle!“

„Nein, nein!“ Die Prinzessin war heftig aufgestanden.

„Auf gar keinen Fall werden Sie jetzt gehen, Herr Hauptmann! Ich bitte Sie vielmehr auf jeden Fall zu bleiben! – Und Sie, gnädige Frau, wollen mir das, was Sie mir mitzuteilen haben, nur ganz ruhig und ohne sich den geringsten Zwang aufzuerlegen, in Gegenwart des Herrn Hauptmann sagen! Herr von Schroppsdorf ist mein Freund! Vielleicht der einzige, den ich überhaupt besitze! Er hat ein Recht darauf zu hören, was ihn sicherlich ebenso angeht wie mich. Und zwar soll er es aus Ihrem Munde hören, gnädige Frau! – Ich bitte! …“

Mit einem Achselzucken, das vielleicht andeuten sollte, sie wälze jede Verantwortung für eine so inkorrekte Erledigung ihres Auftrages von sich ab, erwiderte die Freiin:

„Eure Hoheit haben befohlen, es bleibt mir nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Und ich bitte Eure Hoheit, bei dem folgenden gnädigst berücksichtigen zu wollen, daß die Botschaft, die ich Eurer Hoheit zu überbringen mich verpflichtet habe, nichts

anderes wie die strikte Willensmeinung Dero hoher Familie, sowie die klar ausgesprochene Ansicht Seiner Durchlaucht des Herzogs von Almira enthält.

Diese hohen Herrschaften haben in einem hochfürstlichen Familienrat, den Seine Durchlaucht der Fürst Max VII. von Hohenhain einzuberufen geruht haben, einstimmig beschlossen, daß Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin ihre Reise ohne weiteres, das heißt heute noch, unterbrechen, um in meiner Gesellschaft nach Hohenhain zu Dero hohem Gemahl zurückzukehren!“

Die Oberhofzeremonienmeisterin hatte sich ihrer Mission sitzend, doch in etwas vorgebeugter und ergebener Haltung entledigt. Jetzt richtete sie sich wieder zu ihrer gewöhnlichen Steifheit empor und blieb, starr geradeaus vor sich in die Luft sehend, unbeweglich sitzen.

Die Wangen der Erbprinzessin glühten wie im Fieber. Auch nachdem die Freiin geendet, schwieg sie noch eine ganze Weile.

Endlich meinte sie mit leiser, fast ein wenig bebender Stimme:

„Also das ist es, was Sie, gnädige Frau, mir zu sagen, nein, was meine Familie mir zu sagen hat … Ich verstehe Sie doch recht, Frau von der Gothe, ich soll ohne weiteres, das heißt, heute noch mit Ihnen nach Hause fahren oder ich werde die Ungnade Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten und obendrein den Zorn meines Vaters auf mein armes Haupt herabbeschwören – nicht wahr, das ist es, was Sie mir übermitteln sollten?“

In dem Gesicht der Zeremonienmeisterin bewegte sich keine Wimper, als sie erwiderte:

„Ich erinnere mich zwar nicht, daß ich Euer Hoheit in dieser Weise bedeutet hätte, da aber Euer Hoheit selber die hohe Meinung meiner fürstlichen Auftraggeber derart interpretieren, so will ich mir nicht erlauben, Euer Hoheit zu widersprechen …“

Die Erbprinzessin nickte sehr ernst.

„Ich verstehe, verstehe vollkommen, Frau von der Gothe! Empfangen Sie nun auch meine Botschaft an den Fürsten von Hohenhain, ebenso wie an meinen Gatten und an den Herrn Herzog von Almira, meinen Vater:

Ich weigere mich! Ich weigere mich ganz entschieden, jetzt oder in der Folge nach der Residenz Hohenhain zurückzukehren!“

Die Fürstin war aufgesprungen, ihre großen blauen Augen flammten vor Empörung und ihre klare Stimme klang tönend über den blühenden Garten:

„Hören Sie es, Frau Oberhofzeremonienmeisterin? Ich werde weder in Ihrer Begleitung noch allein dorthin gehen! Die besten Jahre meiner Jugend habe ich unter dem dummen, heuchlerischen Zwang einer aberwitzigen Etikette an der Seite eines Mannes verbracht, der mich in jeder Weise geknechtet und mißhandelt hat, der das Gute und Schöne mit seiner plumpen Roheit in mir zu ersticken sucht, wo und wie es möglich war, und der mich so unglücklich und elend gemacht hat, daß ich drauf und

dran war, dem Beispiele meines unglückseligen Cousins zu folgen und freiwillig in den Tod zu gehen! … Und zu diesem Manne sollte ich freiwillig zurückkehren?! … Nie, niemals! … Eher will ich sterben!“

Sie stand da, die Linke auf den Tisch gestützt und die Rechte auf ihre wogende Brust gepreßt, wie um ihr soviel gequältes und noch in der Erinnerung an all seine Leiden laut aufschreiendes Herz zu beruhigen. Ihr zürnender Blick war auf die Oberhofmeisterin gerichtet, die unter dem Feuer dieser gebietenden Augen die ihren niederschlagen mußte.

„Und noch eins,“ fügte die Erbprinzessin hinzu, „noch eins, gnädige Frau! Auch das sollen Sie meinem Mann und dem Fürsten sagen! – Ich erkenne keine Verpflichtung an, mich in irgend einer Weise nach den Satzungen des Hohenhainer Hofes zu richten! … Ich werde meinen Aufenthalt wählen, wo ich will, und ich werde niemanden gestatten, mir in bezug auf die mich umgebenden Personen Vorschriften zu machen! Haben Sie mich verstanden, Frau Oberhofzeremonienmeisterin …?“

Die Freiin von der Gothe neigte mit eisiger Würde das Haupt.

„Nur zu gut habe ich verstanden, was Eure Hoheit soeben sagten. Und da mir Eure Hoheit den förmlichen Auftrag zu geben geruhen, werde ich nicht verfehlen, das eben Gehörte Seiner Durchlaucht, meinem allergnädigsten Fürsten, treulich zu berichten. Aber eins möchte ich mit Permission Eurer Hoheit untertänigst zu bedenken geben: es betrifft die Eure Hoheit umgebenden Personen …“

Sie sah bei diesen Worten nicht etwa den Hauptmann an, sondern ignorierte diesen so vollständig, als dächte sie bei ihren Worten an ihn gar nicht.

„Eure Hoheit werden über die Folgen, welche derartige Handlungen nach sich ziehen, zweifellos reiflich nachgedacht haben und werden auch, daran zweifle ich nicht, gewillt sein, diese Folgen zu ertragen.

Daß aber die mir von Eurer Hoheit vorhin kundgegebenen Entschlüsse auch für die Personen aus der Umgebung Eurer Hoheit nachteilige Folgen mit sich bringen könnten, das erscheint mir sowenig zweifelhaft, daß ich es nicht unterlassen möchte, Eure Hoheit noch ganz besonders darauf aufmerksam zu machen.“

Die Obersthofmeisterin schwieg und beobachtete gespannt die Wirkung ihrer Worte auf die Prinzessin.

Diese war für den Moment perplex.

Dann traf ein unbeschreiblich zärtlicher Blick den Kapitän und mit einer Wärme im Tone, die der Freiin lange im Gedächtnis blieb, erwiderte die hohe Frau:

„Diejenigen, die zu mir halten wollen, werden dann Gelegenheit haben, ihre Treue zu beweisen. Und im übrigen bin ich so oft verlassen worden in meinem Leben, bin stets so allein gewesen, daß selbst eine völlige Vereinsamung mich nicht schrecken könnte! Jedenfalls ist die tiefste Einsamkeit einer menschenleeren Einöde mir noch tausendmal lieber als die Ehegemeinschaft mit Seiner Hoheit dem Erbprinzen von

Hohenhain … Auch das ermächtige ich Sie ausdrücklich, meinem Gatten mitzuteilen! …“

„Danach bleibt mir nur übrig, mich auf die Rückreise zu begeben.“ Die Obersthofmeisterin hatte sich erhoben und stand mit ihrem regungslosen Gesicht, dessen blasse Augen soviel Stolz und Überhebung ausdrückten, der Herzogstochter gegenüber.

„Gestatten mir Eure Hoheit, mich Ihnen zu empfehlen!“

Ein tiefer Hofknicks und die seidene Schleppe der Freiin raschelte über den Gartenkies.

Die Erbprinzessin saß nachdem lange in Gedanken versunken. Hans Lux von Schroppsdorf stand an die laubumrankte Veranda gelehnt und beobachtete sie schweigend.

Endlich erhob sich die hohe Frau, trat auf den Hauptmann zu, legte ihre weißen Hände auf seine Schultern und sagte:

„Nun bist du mein Hort und meine Zukunft! … Der letzte, den ich habe! … Wirst auch du mich verlassen?“

„Nie,“ sagte er bewegt, „niemals!“

Da schlang sie ihre schönen, vollen Arme um seinen Hals und küßte ihn inbrünstig.

Neuntes Kapitel.

Assessor Brandt war um zwei Uhr in der Früh aufgestanden und war hinaufgestiegen in die Berge mit der Absicht, droben in der Ache ein Bad zu nehmen.

Das war eine Lust, wenn das eiskalte Wasser brausend über die Felsen kam und den Körper überfloß …

An dem steilen Ufer, über das Latschengestrüpp und wilder Hopfen hoch hinaufrankte, stand er still und sah hinab in den schäumenden Bach … Vielleicht war es das letztemal, daß er hier hinabtauchte … lag ihm denn viel am Leben? Er hatte keine Eltern mehr, Geschwister hatte er nie besessen und verheiratet war er auch nicht, sein Tod hätte keine Lücke gerissen. Und doch wie ward ihm bei dem Gedanken, die Sonne, die da eben so strahlend goldig über den Bergen emporstieg, könne die letzte sein, in die seine Augen blicken durften …

Aber mit dem Rücken der Hand über die Augen fahrend, wies er diese weiche Stimmung rasch von sich … Wenn das Schicksal es wirklich so wollte, daß dieser jämmerliche Mädchenverderber ihn über den Haufen schoß, dann war's doch immer eine ehrliche Kugel, die ihn niederstreckte! Ein frischer, schneller Jägertod, der ihn mitten in seiner liebsten Heimat, mitten im Walde, unter dem Rauschen der alten Bäume überraschte …! Sterben muß man doch einmal, da ist's besser, draußen zwischen den morgenhellen Stämmen, als in der dumpfen Kammer, wo noch der letzte Atemzug erschwert und behindert ist!

Und risch, rasch! warf der Forstassessor seine Kleider ab und ließ sich hinuntersinken in das Sturzbad, das brausend über ihn hinwegging.

Als er wieder herausstieg, war seine Seele klar und sein Herz ganz ruhig …

Um sechs Uhr war das Rendezvous beim englischen Hause verabredet, da hatte er ja noch drei Stunden Zeit. Und so stopfte er sich denn eine frische Pfeife, zündete sie an und stieg rüstig aufwärts.

Wie er den schmalen Weg zwischen den Edeltannen hinaufstieg, deren dunkles Grün so prachtvoll auf dem roten Felsgestein stand, da bemerkte sein Jägerauge, dem so leicht nichts entging, frische Hirschfährten … Nach der Größe des Trittes mußten das ein paar starke Hirsche sein … zwei … nein, sogar drei Stücke, die hier links durch die Tannen hinauf nach der Höhe gewechselt hatten.

Und er konnte sich's nicht versagen, er mußte ihnen nach.

Wie gut, daß er Forstmann war und so in seiner grünen Amtstracht dem Gegner sich stellen durfte. Da hatte er doch nicht erst nötig, noch einmal umzukehren und den lächerlichen Gesellschaftsrock anzuziehen. Jetzt mochten die Tannenäste ihn immerhin mit ihren derben Liebkosungen streifen! Auch seine hohen Jägerstiefel durften sich nachher mit den Spuren des fetten Waldbodens zeigen, das sollte ihn wenig hindern, dem Laffen von Adjutanten den Standpunkt klar zu machen …

So töricht es jedem denkenden Menschen auch scheinen mochte, der Leutnant von und zu dem Walde galt bei diesem Ehrenhandel als der Beleidigte. Und so hatte er, der für einen recht treffsicheren Pistolenschützen gehalten wurde, den ersten Schuß.

Aber natürlich mit dem Forstassessor konnte er es darin nicht aufnehmen! Der fehlte selten sein Ziel, gleichviel ob er eine Pistole in der Hand oder eine Büchse im Arm hielt!

Nun war dreimaliger Kugelwechsel bei fünfzehn Schritt Barriere zwischen Brandt und seinem Gegner vereinbart worden – Prinz Rolf hatte, was gewiß ein seltener Fall bei einem Duell war, das Amt des Unparteiischen übernommen, offenbar um sein volles Einverständnis mit der Handlungsweise des Adjutanten zu erklären!

Der dreimalige Kugelwechsel war Unsinn, denn mehr wie einmal sollte der Leutnant nicht zum Schuß kommen, das hatte. sich Brandt fest vorgenommen.

Nicht daß er ihn töten wollte. Das war seine Absicht nicht! Der, wenn auch durch die Standesehre sanktionierte Totschlag hätte seinem bei aller äußeren Rauheit doch weichen Herzen keine Ruhe gelassen. Aber eine ernste Blessur wollte er dem Leutnant beibringen und ihn so verwunden, daß er lange Zeit einen Denkzettel behielt und vor allen Dingen sofort kampfunfähig wurde.

Brandt war sich des Ernstes seiner Lage wohl bewußt. Er empfand genau, daß er von Glück sagen konnte, wenn ihn der Leutnant beim ersten Schuß fehlte, und daß dieser ihn beim zweiten Schuß fast mit Sicherheit in den Sand strecken würde.

Und so mutig er war, so wenig er vor dem Tode zitterte, so halte er doch noch sein warmes, pochendes Herz in der Brust, das der Welt und ihren Bewohnern nicht gram sein konnte, wenn auch so mancher nicht wert war, daß ihn die Gottessonne beschien! … Nein, er wollte sich von diesem kleinen Ekel nicht abschießen lassen wie ein Kaninchen! … Im Gegenteil, wenn es in seiner Macht stand, wollte er ihm die Lust, sich mit Ehrenmännern, denen er nicht das Wasser reichte, zu messen, ein für allemal rauben! …

In solchen Gedanken hatte er die Hirschfährte nicht aus dem Auge verloren.

Jetzt ging sie im Serpentinengang um den Bergkegel herum, und wie er mit der Vorsicht, die der echte Weidmann im Revier nie zu üben vergißt, aus dem Tannicht heraustrat, bot sich seinen entzückten Blicken ein überwältigendes Schauspiel.

Rechts von ihm fiel eine Schlucht, gleich einem mit Tannengrün ausstaffierten Kessel, tief hinab. Und jenseits der Schlucht, die sie auf der Höhe in weitem Bogen umgangen hatten, standen drei mächtige Hirsche und ästen auf der blumigen Waldwiese. Die Sonne, die ihre goldenen Lanzen jauchzend über die Tannen warf, tauchte die Geweihten in die Fülle ihres Lichtes, und die feierliche Stille, der unbeschreibliche Friede der Natur ließ dieses seltene Gemälde unvergeßlich werden!

Der Forstassessor stand, als wäre er einer von den bolzengerade aufstrebenden Stämmen um ihn her. Seine Hände falteten sich unwillkürlich und sein Herz, dem die

Schauer des Ewigen nahe waren, genoß dieses Bild, was die herrliche Welt ihm noch bot, wie ein Abschiedsmahl.

In diesem Augenblick warf der stärkste Hirsch – sicher ein Zwanzigender! – auf.

In Brandt erwachte der Jäger.

Seinen Wind konnte der Edle dort oben nicht haben, denn er hatte sich, zum Teil durch Zufall, direkt unter Wind herangebirscht …

Da, nun sicherten die andern auch schon!

Und … pfffft! … bau!!! kam der Knall einer Büchse von der Schlucht herauf.

Brandt sah, wie der Kapitale im Feuer zusammenbrach und mit den Läufen die Luft durchschlug, aber auch das Pulverwölkchen, das sich unten über den Tannen erhob, entging ihm nicht.

Ein Wilderer!

Dieser einzige Gedanke ließ ihn alles, aber auch alles andere vergessen!

Wie ein Panther, jeden Muskel seines mageren Körpers gespannt, schlich er am Abhang, durch Unterholz und Gestrüpp gedeckt, hinüber zur anderen Seite der Schlucht, um die Wette mit dem, den er schon, das abgeschossene Gewehr in der einen Hand, die Wand emporklettern sah.

Und er kam ihm zuvor.

Hinter einer Rottanne, deren breite Äste sich schirmgleich vor ihm ausbreiteten, erwartete der Forstassessor den Wilderer.

Der hob sich jetzt mit dem Oberkörper über den Abhang.

Und da sah Brandt, obwohl jener sein Gesicht geschwärzt und unkenntlich hatte machen wollen, daß der. Wildschütz kein anderer war als der Leibjäger des Erbprinzen, Martin Glauchau.

Er ließ ihn ruhig an den Hirsch heranspringen und sich freuen über den guten Schuß. Ja, er wartete geduldig, bis der Leibjäger die Büchse fortgestellt hatte und sich nun anschickte, den Hirsch bis zum Abhang zu ziehen und ihn dort zwischen den Tannen herabzulassen, wo das sicherste Versteck sich bot für die Beute.

Aber in dem Moment, wo Martin Glauchau den Hirsch anhob, sprang Brandt mit einem einzigen Satz auf ihn los und warf ihn mit einem einzigen Stoß über das Wild.

Ein Ringen entspann sich.

Der Leibjäger war ein kräftiger Mann, dem die verzweifelte Angst, die Wut und die Furcht vor der Strafe halfen im Ringen, aber der Forstassessor schien ganz aus Stahl und Eisen.

Nur die Adern schwollen ihm auf der Stirn und am Halse, als er dem sich wie rasend zur Wehre Setzenden, ihn mit unwiderstehlicher Gewalt niederdrückend, die Arme nach hinten zurückbog und die Hände des Wilderers mit dem Leitriemen seines

Hundes zusammenband, den er zufällig in der Tasche gehabt und vorher zwischen die Zähne genommen hatte.

Dann ließ er ihn, sprang zurück, bemächtigte sich des an einer Fichte stehenden Gewehres und befahl dem Wilderer, der verzweifelte Anstrengungen machte, sich zu befreien und gleichzeitig mit seinen Fesseln auf den Assessor loswollte, vor ihm herzugehen.

„Machst du den geringsten Versuch, auszureißen, so schieß ich dich nieder," sagte der Assessor, der sich sofort überführt hatte, daß die beiden Schrotläufe des wahrscheinlich dem Erbprinzen selber gehörigen Drillings geladen waren.

Wenn Augen imstande wären, einen umzubringen, so hätte der Forstassessor keine Gelegenheit mehr gefunden, sich dem Leutnant von und zu dem Walde entgegenzustellen. Aber mochten die Augen des Leibjägers auch noch so sehr vor Haß und Wut glühen – die Rußbemalung gab dem ohnehin durch seinen schwarzen Spitzbart und die langen, dichten Augenbrauen verfinsterten Gesichte etwas Furchtbares! – Die unerschütterliche Ruhe Brandts, seine jedermann bekannte Kaltblütigkeit zwangen den Wilderer zu tun, was ihm befohlen war …

Der Forstassessor überlegte … Sollte er den Kerl nach Hohenhain bringen? … Das kam darauf an, wieviel die Uhr jetzt war! …

Und das Gewehr, dessen Hähne gespannt waren, schußbereit und immer mit der Mündung auf den Wilderer gerichtet, in der Rechten haltend, zog er mit der Linken die Uhr aus der Tasche.

Aber, als hätte dieser unheimliche Mensch auch auf dem Rücken Augen, so fuhr er in diesem Augenblick herum.

Doch der Forstassessor sagte mit einem kurzen Lachen:

„Nein, nein, mein Junge, was du dir da einbildest, daß du mich hier niedermachen und dann vielleicht auch da unten zwischen die Latschen verstecken möchtest, das schlag dir nur ruhig aus dem Sinn! … Es ist keine Zeit mehr, daß ich dich nach Hohenhain runterbringe, aber ich treffe Seine Hoheit zufällig im Walde selbst, da kannst du ihm gleich erzählen, wie gut du seinen Dienst versiehst! … Nun mach' voran, daß wir rechtzeitig zum Rendezvous eintreffen! …"

Martin Glauchau legte sich jetzt aufs Bitten, aber das half ihm ebensowenig. Er mußte vor Brandt her wie der Stier, den man zu Markte treibt, und mit einem grimmigen Humor sah der Assessor der Begegnung mit dem Sohne seines Landesherrn entgegen, dem er eine so eigenartige Überraschung bereiten wollte.

Zehntes Kapitel.

„Sollte der brave Forstassessor etwa kneifen, lieber Beheim?“ meinte eben Seine Hoheit, der Erbprinz, zu dem Sekundanten des Leutnants von und zu dem Walde, der scheinbar ein wenig nervös dabei stand und mit seiner Reitgerte die Blätter von einem Birkbusch schlug.

Der Sekundant, jener junge Adelige, der im Jeu sein einziges und letztes Lebensziel sah, trat sofort für Brandt ein.

„Das glaub’ ich nicht, Hoheit … Brandt ist ein verflucht schneidiger Kerl …“ Er sah in den Wald hinein und sagte dann, ein Gähnen unterdrückend:

„Übrigens ist es eine schändliche Einrichtung, daß derartige Pläsiers immer am frühen Morgen genossen werden! … In einer Stunde werden wir die Sache erledigt haben, dann ist es Sieben … Ich bitte Sie, meine Herren, was tu’ ich dann mit der Zeit bis zum Abend! Sie berauben mich ganz einfach meiner Nachtruhe!“

Alle lachten, selbst der Leutnant konnte nicht ernst bleiben, obgleich ihm alle Heiterkeit offenbar recht fern lag.

Jetzt zog Hans Kurt seine Uhr.

„Sechs Minuten nach Sechs … wie lange ist es Usance, in solchen Fällen auf den Gegner zu warten?“

Der Sekundant des Gegners, der Amtsrichter Dr. Deberle, der sich bisher abseits hielt, trat hinzu und sagte höflich:

„Ich bitte vorläufig um Entschuldigung für meinen Mandanten … Es wird sich herausstellen, daß seine Verzögerung einen triftigen Grund hat, und ich bitte die Herren von der Gegenpartei, sich noch ein klein wenig gedulden zu wollen.“

Indem wurden Schritte hörbar.

„Da ist er schon!“ bemerkte der Amtsrichter sehr erleichtert.

„Scheint aber nicht allein zu kommen!“ erwiderte der Erbprinz mit einem offenbar perfiden Hintergedanken.

Es war eine Laubholzschonung jenseits der Blöße. Und dort heraus trat der Forstassessor, die gespannte Flinte in der Rechten und vor sich den Wilderer.

Schweigend näherte sich das seltsame Paar.

Wie sie heran waren, trat Brandt, die Flinte sichernd und fortstellend, auf den Prinzen zu und sagte:

„Es ist leider keine sehr angenehme Nachricht, die ich Euer Hoheit da bringen muß: ich habe diesen Menschen da beim Wildern ertappt, wie er einen starken Hirsch auf die Decke legte …“

„Was geht das mich an?!“ unterbrach ihn der Erbprinz hochfahrenden Tones.

Der Forstassessor zuckte seine breiten Achseln.

„Wenn sich Euer Hoheit, bitte, den Wilddieb etwas genauer ansehen wollen, es ist leider Ihr Leibjäger, Martin Glauchau!“

Prinz Rolf fuhr zurück.

Dann stürzte er auf den Gefesselten zu, der das schwarzbärtige Haupt gesenkt hielt und mit einer Mischung von Trotz und Angst sein Urteil zu erwarten schien.

„Mensch, was machst du denn? … bist du denn verrückt geworden?!“

Der Leibjäger, der genau wußte, daß man mit einem gehörigen Maß von Devotion und Kriecherei bei seinem Herrn alles erreichen konnte, warf sich auf die Knie und fing laut wehklagend an, den Erbprinzen um Verzeihung zu bitten … Er sei ein armer, unglücklicher Mensch, der immer ehrlich und recht gehandelt hätte, bis er eines Tages auf die unglückselige Idee gekommen sei, auch einmal einen Hirsch zu erlegen. Lange Zeit hätte er diesen frevelhaften Wunsch von sich gewiesen. Aber diese Begierde sei immer stärker geworden in ihm! … so stark, daß er sie schließlich nicht mehr hätte bändigen können! Einmal sollte es ja nur sein, ein einzigesmal! Und schließlich, heute Nacht, da habe er nicht mehr anders gekonnt. Er habe, sich eines der Gewehre Seiner Hoheit, seines allergnädigsten Erbprinzen und Herrn, geliehen und sei in den Wald gegangen. Und kaum war er dort, da habe ihn der Teufel auch schon in Versuchung geführt! Denn das könne nur der Teufel gewesen sein, der ihm da oben auf der Herrenspitze die drei starken Hirsche vor die Nase gestellt habe! Einmal, nur das eine einzigemal sollte es ihm sein allergnädiger Fürst verzeihen, denn er hätte wahrhaftig genug Angst und Scham ausgestanden, um auch ohne Strafe nie mehr daran zu denken, allein mit der Flinte in den Wald zu gehen! …

„Verzeihen Euer Hoheit,“ sagte jetzt Brandt, der mit sarkastischem Lächeln den Beteuerungen und Bitten des Sünders zugehört hatte.

„Aber was der Mensch da Euer Hoheit vorfabelt, ist leider nicht gehauen und nicht gestochen! … Bemerken Sie bitte den etwas merkwürdigen und schrägen Sohlenabdruck seines rechten Fußes! Nur dieser Fährte spüren wir Forstbeamten schon seit Jahren nach. Der Besitzer dieses Fußes ist es, der schon jahrelang wildert und stets nur die ganz starken Hirsche abschießt … Offenbar weiß er, daß man für ein Geweih bessere Preise erzielt als für das Fleisch! … Und es ist leider gar kein Zweifel daran, daß eben dieser Martin Glauchau, Euer Hoheit Leibjäger, der Wilddieb ist, den wir nun Gott sei Dank endlich haben!“

Der Erbprinz schwieg, während der Leibjäger kniend an ihn heranrutschte und um Gnade flehte.

„Sollten Sie meinem Zeugnis allein aber nicht trauen,“ sagte der Forstassessor, dem bei dem fortwährenden, offenbar widerwilligen Schweigen des Prinzen das Blut zu wallen begann, „so bitte ich Eure Hoheit, sich an den Herrn Oberjägermeister

Grafen von Burgsdorff zu wenden! Der Herr Oberjägermeister wird die Fährte des Wilddiebes noch besser erkennen als ich selber!“

Das Gesicht des Erbprinzen verfinsterte sich immer mehr. Diese Erwähnung des Grafen von Burgsdorff war der unglücklichste Einfall, den der Assessor haben konnte. Jenes Lachen über seine Flucht vor dem Vierundzwanzigender, das verzieh Prinz Rolf dem Oberjägermeister niemals! …

So brach er denn auch jetzt wütend los:

„Ich weiß nicht, Herr Forstassessor, was das eigentlich alles hier sein soll! … Wir sind, denk’ ich, hierher gekommen, einen Ehrenhandel auszufechten! Und nicht unsere Zeit mit solchen Lappalien, wie dieser geschossene Hirsch, zu vertrödeln! …“

Der Wilddieb horchte hoch auf.

Sein Herr aber zürnte weiter mit dem im ersten Moment ganz perplex dastehenden Forstassessor.

„Die Autorität, die Sie mir da vorschlagen, der Oberjägermeister, ist für mich keine! Und Sie, Herr Brandt, Sie können sich auch irren! … Haben Sie’s denn überhaupt gesehen, daß mein Leibjäger diesen dämlichen Hirsch geschossen hat?“

Herr von Beheim ging bei diesem Gefühlsausbruche des zukünftigen Landesherrn als guterzogener Mensch, der einen Kavalier nicht in Verlegenheit sehen möchte, beiseite.

Der Amtsrichter hingegen trat jetzt dem Fürstensohn näher und sagte:

„Da ich ebenfalls Jäger bin, Euer Hoheit, und die Spuren des Wilddiebes mehrfach mit verfolgt habe, kann ich mein Zeugnis demjenigen meines Freundes Brandt zur Seite stellen.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte der Erbprinz recht unhöflich.

„Amtsrichter Dr. Deberle, ein Beamter Ihres Herrn Vaters!“ erwiderte dieser, einen Schritt zurücktretend und den Prinzen mit kühlem Blick fixierend, „nebenbei bin ich aber, wie Euer Hoheit wohl wissen könnten, momentan der Sekundant des einen Duellgegners!“

„Ja, dieses Duell,“ polterte der Prinz, „dieses Duell! … Ich wollte, ich hätte mich mit der ganzen Sache nicht befaßt! … Dann wäre mir hier auch die Geschichte mit dem da –“ er blickte auf den Wilddieb, der jetzt aufgestanden war und scheinbar ganz zerknirscht in der Nähe stand – „mit diesem sogenannten Wilddieb nicht passiert! … Lächerlich! Wilddieb! … Weil er ’mal den unglücklichen Einfall gehabt hat, einen Hirsch zu schießen. Es gibt doch genug davon in unseren Wäldern! … Soll ich den Kerl darum nun wirklich bestrafen?“

Bis hierher hatte der Forstassessor mit geröteter Stirn und fest zusammengekniffenem Munde schweigend zugehört. Jetzt konnte er sich nicht mehr halten und sagte in dienstlich strammer Haltung, aber ohne die geringste Verbindlichkeit:

„Ein Wilddieb muß bestraft werden, Eure Hoheit. Ob Hoheit Ihren Diener behalten, ihn entlassen oder was Sie sonst immer mit ihm machen, das steht bei Ihnen! Aber seine Schandtaten als Wilddieb, die fallen unter das Gesetz. Dafür empfängt er durch den ordentlichen Richter seine Strafe! Ich selbst erstatte die Anzeige!“

Der Prinz war sprachlos. Aber noch ehe sich seine blinde Wut in Worten auslösen konnte, hatte der Leutnant ihn sanft am Arme ergriffen und ihn mit der Bitte, nun auch ihn in dieser Sache zu hören, beiseite geführt.

Als die Herren nach minutenlangem Gespräche, in dem der Erbprinz sich immer wieder vom Arme seines Begleiters befreien wollte, zurückkehrten, bat der Leutnant, nunmehr mit der Angelegenheit zu beginnen, die sie eigentlich hieher geführt hätte. Seine Hoheit hätten den Wunsch geäußert, bald heimkehren zu können!

Mit schweigendem Kopfnicken erklärten die Herren ihr Einverständnis, und der Prinz begann von dem in die Erde gesteckten Degen seines Adjutanten aus die Distanz abzuschreiten.

Dann nahmen die Duellanten Aufstellung.

Der Himmel hatte sich inzwischen verfinstert. Heftige Windstöße fuhren durch die Bäume und große Regentropfen fielen wie schwere Tränen nieder …

„Du wirst naß werden!“ sagte Dr. Deberle zu seinem Freunde, der ebenso wie sein Gegner den Rock abgelegt hatte.

Brandt lächelte. Sein Gesicht zeigte keine Spur von Unruhe. Fest und klar blickten seine Augen hinüber zu dem Leutnant. Und wie ihm sein Sekundant die vor den Augen der Anwesenden geladene Pistole überreichte, prüfte er die Waffe so gleichgültig, als ginge es zum Scheibenschießen.

Anders der Leutnant.

Auch er zeigte ein völlig einwandfreies Benehmen. Aber seine sonst so frischen Farben waren gewichen, ein graues Blaß bedeckte sein Antlitz und in den Augenlidern erschien ein nervöses Zucken.

Wie er die Pistole bekam, sah er sie wohl an, aber Herr von Beheim, der heute, nicht zum erstenmal einer derartigen Affäre beiwohnte, bemerkte sofort, daß sein Mandant an ganz andere Dinge dachte. Er flüsterte ihm deshalb zu:

„Ruhig schießen, lieber Freund! … An nichts anderes denken!“

Der Leutnant schüttelte leicht den Kopf, als wollte er die Mahnung abwehren.

Nachdem ein Scheinversuch zu gegenseitiger Aussöhnung, wie jedermann vorher wußte, resultatlos geblieben war, sagte der Prinz mit einer finsteren Stirn, an Brandt und dessen Sekundanten in einer nicht besonders wohlerzogenen Weise vorbeisehend:

„Ich zähle bis drei … auf drei fällt der erste Schuß! …“

Der Leutnant hob den rechten Arm mit der Pistole senkrecht in die Höhe. Der Forstassessor stand, das rechte Bein ein wenig vorgestellt, scheinbar ganz

unbekümmert da.

„Eins …“ klang die nicht eben wohlklingende Stimme des Erbprinzen, der man die Aufregung anmerkte.

„Zwei …“

Er sah zu seinem Adjutanten hinüber, ob dieser auch schußbereit sei.

„Drei! …“

Der Leutnant senkte den Arm und schoß.

Aber in dem Moment wie sein Finger gegen den Abzug der Pistole drückte, fuhr ein greller Blitz über den Himmel … Das Krachen des Donners mischte sich in das Echo des Schusses, das von den Felsen widerhallte.

Hatte der Blitz den Schießenden verwirrt, daß seine Hand bebte? …

Der Forstassessor hörte die Kugel an seinem Kopf vorbeipfeifen und dicht hinter sich in den Buchenstamm einschlagen. Ein warmer Blick seiner stahlblauen Augen traf den Gewitterhimmel, dann paßte er scharf auf, denn der Erbprinz kommandierte schon mit einer gar nicht zulässigen Eile:

„Eins … Zwei … Drei …“

Mit dem Wort zusammen fiel der Schuß und dem Leutnant die Pistole aus der Hand.

Hans Kurt wollte durchaus weiterschießen, aber der herbeieilende Arzt verbot es ganz entschieden. Der Mittelhandknochen sei zerschmettert und die Verwundung wäre durchaus nicht ungefährlich, der Verletzte sei total kampfunfähig.

Gleich darauf wurde der Leutnant, der sich damit nicht zufrieden geben und mit der linken Hand weiterschießen wollte, ohnmächtig und mußte in den Wagen getragen werden.

Herr von Beheim verabschiedete sich in der höflichsten Weise von den beiden Freunden, der Erbprinz nickte kaum mit dem Kopf.

Als der Wagen davonrollte, blieben der Amtsrichter, Brandt und der Wilddieb, um den sich sein Herr gar nicht mehr gekümmert hatte, auf dem Platz.

An den Leibjäger trat jetzt der Assessor heran, löste den Riemen, der die Hände des Wilderers noch immer fesselte, und sagte zu ihm:

„Du kannst nun ruhig deiner Wege gehen, Bursche, finden werden wir dich schon! … Die Flinte will ich aber vorsichtshalber mitnehmen!“

Ohne einen Laut ging der Wilderer davon, aber der Ausdruck seines Gesichtes, wie er sich wiederholt umdrehte, war derartig, daß Doktor Deberle sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Du, Brandt, vor dem nimm dich in acht. Wenn der dir wieder mal allein begegnet, ist dir eine Kugel sicher!“

Der Assessor sah seinen Freund mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck an, dann meinte er:

„Ja, du vergißt aber, daß ich ihn diesmal auch zuerst gesehen habe und daß ich auch mit Kugeln schieße! …“

„Allerdings!“ sagte der Amtsrichter und lachte.

Elftes Kapitel.

Als das Weinlaub im Garten der Meierei sich rot zu färben begann, erhielt der Ritter von Schroppsdorf eines Tages aus dem Geheimkabinett des Herzogs von Almira ein großes versiegeltes Schreiben.

Er saß gerade am Klavier und spielte der Erbprinzessin ein Stück von Chopin vor, und da ihm sein Bursche, Klaus Wadzeck, den Brief in ihrer Gesellschaft brachte, so war der Hauptmann nicht imstande, der geliebten Frau den Inhalt zu verheimlichen.

Er empfing das Schreiben anfänglich mit der gleichgültigen Bemerkung: „Ah, eine militärische Angelegenheit!“ – Denn er ahnte, was man ihm da mitteilen wollte, doch half es ihm wenig, daß er das fünffach gesiegelte Kuvert so nonchalant neben sich hinlegte!

Die Augen der Liebe sehen zu scharf. Und die Prinzessin hatte wohl den Schatten des Unmutes und die Sorge über des Mannes hohe Stirne gleiten sehen.

Sie wollte wissen, was in dem Briefe stehe.

So erbrach er denn die Siegel und, nachdem Prinzeß Margarete ihrer Kammerfrau und dem aufwartenden Bedienten einen Wink gegeben hatte, sich zurückzuziehen, las er laut vor.

„An den Hauptmann Ritter v. Schroppsdorf. – Sie haben sich nach Erhalt dieses Schreibens sofort zu gestellen und sich bei dem Kommando Ihres Regiments persönlich anzumelden, wo Ihnen das Nähere über Ihre Verfügung bekanntgegeben werden wird. – Das Herzogliche Zivilkabinett, gez. v. Winnighofen.“

Die Erbprinzessin ward schneebleich.

Sie kannte diesen Namen, dem der Ruf einer finsteren Strenge vorausging.

Wenn sich ihr Geliebter vor diesem Manne zu verantworten hatte – und was anderes konnte man ihm zum Vorwurf machen, als seine Liebe zu ihr?! – dann stand das Allerschlimmste zu befürchten, dann durfte man gewiß sein, daß ihr Beisammensein zum wenigsten auf lange Zeit unterbrochen wurde.

Sie sagte dem Hauptmann das, aber er, der im Grunde seines Herzens ihre Befürchtungen nicht nur teilte, sondern noch weit Härteres voraussah, fand in seinem ruhigen Gleichmut die Kraft, ihre Befürchtungen zu zerstreuen.

Warum denn gleich das Allerschlimmste annehmen? Es konnte ja auch eine völlig belanglose Sache sein, derentwegen man ihn dorthin zitierte! Und war es das nicht, wollte man ihn wirklich von ihr trennen, nun so gab es nichts Einfacheres, als allen Vorwürfen und Verweisen sich dadurch zu entziehen, daß er seinen Abschied nahm! … Gewiß, er war mit Leib und Seele Soldat und den Offiziersrock einmal ablegen zu müssen, das wäre ihm früher ganz undenkbar erschienen. Aber heute?! Wo waren

heute seine militärischen Ideale? Wo sein Ehrgeiz und das Verlangen, auf der Leiter des Avancements so hoch als möglich zu steigen?! Heute gab es nur eines für ihn, nur eines erschien ihm heute noch lebens- und erstrebenswert: Sie! Die Frau aller Frauen! Die einzige, die er jemals geliebt hatte! Die ihm durch ihre Liebe gezeigt, wie groß, wie reich und wie schön das Dasein sei!

So endete ihre Angst unter seinen leidenschaftlichen Küssen, und als er ein paar Stunden später davonritt, blieb sie ruhig und sah gefaßt und hoffnungsvoll seiner Rückkunft entgegen.

* * *

Der Ritter von Schroppsdorf kannte seinen Fürsten. Ohne mit der Wimper zu zucken, betrat er die Kabinettskanzlei des Herzogs.

Man erwartete ihn dort offenbar. Er wurde sofort in das Arbeitsgemach des Herrn von Winnighofen hineingeführt.

Auf dem Militärkommando, wo er sich pflichtmäßig zuerst gemeldet, hatte man ihn einfach hieher gewiesen.

Herr von Winnighofen, ein kleiner Herr von vielleicht fünfzig Jahren, saß bei des Hauptmanns Eintritt arbeitend an seinem Riesenschreibtisch und ließ Herrn von Schroppsdorf, der seinen Helm in der Hand hielt, eine ganze Weile stehen.

von Schroppsdorf, dessen Stolz besonders der Anmaßung gegenüber keine Grenze kannte –, von Schroppsdorfs Blut wallte auf bei dieser unwürdigen Behandlung.

Aber er zwang sich mit Gewalt zur Ruhe! Es sollte diesem elenden Bureaukraten, den der Herzog aus einem simplen Lohnschreiber zum Freiherrn und allmächtigen Günstling gemacht hatte, nicht gelingen, daß er seine Vorteile aufgab für ein rasches, unbedachtes Wort.

Es war heller Tag. Aber in dem hohen altertümlich eingerichteten Gemach waren die schweren Damastgardinen fest zugezogen, und in dem matten Licht der auf dem Arbeitstisch stehenden Schirmlampe sah man nur den servilen Kopf des Beamten und seine blassen großen Hände. Der Armstuhl, auf dem er saß, und die übrige Einrichtung des Zimmers lagen im tiefen Schatten.

Während Hans Lux von Schroppsdorf ihn betrachtete, überdachte er noch einmal seine Lage und beruhigte sich jetzt selbst mit der Aussicht, einfach seinen Abschied zu nehmen, wenn man ihm hier etwa an seine persönliche Freiheit, seine Wünsche und seine Hoffnungen heranwollte.

Endlich schob der Geheime Kabinettsrat sein Aktenstück beiseite, dann richtete er, ohne sich im geringsten zu genieren, den tiefen Schirm der Lampe so, daß er selbst ganz in den Schatten versank, der Hauptmann aber hell vom Licht beschienen wurde und sagte:

„Nun, Herr Hauptmann, was wünschen Sie?“

Es gehört schon eine ganze Menge dazu, Hans Lux aus der Fassung zu bringen, aber diese in der Tat sehr deplacierte Frage machte ihn wirklich ein wenig stutzig.

Doch faßte er sich schnell und sagte:

„Ich glaube, Herr Geheimrat, daß es sich bei unserer Unterredung weniger um meine als um die Forderungen anderer Personen handeln dürfte!“

„Unsere Unterredung?! Unsere?!! und Unterredung?!!“ klang es jetzt höhnisch aus dem grünlichen Dämmer hervor. „Sie wählen die Worte ein wenig merkwürdig, Herr Hauptmann! Wissen Sie das? Sie sind einfach hiehergekommen, um ein paar Befehle entgegenzunehmen! Verstehen Sie mich! Das ist der ganze Zweck Ihrer Reise, weiter gar nichts!“

Der Hauptmann biß sich auf die Lippen. Alle seine moralische Kraft mußte er zusammennehmen, um den Angriffen dieses Emporkömmlings gegenüber kalt zu bleiben. Aber er sagte nichts.

Der Geheime Kabinettsrat fuhr fort, in einem Tone zu reden, als befände er sich seinem letzten Untergebenen gegenüber. Es war ganz unverkennbar, daß er die Absicht hatte, den Hauptmann zu reizen und zu irgend einer Unklugheit zu verleiten.

Aber gerade dieses allzu offensichtliche Bemühen, Hans Lux in Harnisch zu bringen, ließ diesen nur immer kühler und gleichgültiger gegen die Art und Weise v. Winnighofens werden.

„Den Grund unserer Unzufriedenheit mit Ihnen“ – jetzt konnte sich Hans Lux eines Lächelns bei dem Worte „unserer“ nicht erwehren, und die schmalgeschlitzten Augen des Beamten funkelten daraufhin noch basiliskenhafter, – „den Grund kennen Sie ja schon! … Sie haben da eine bestimmte hohe Person, deren Namen mir zu hoch steht, um ihn Ihnen gegenüber auszusprechen, Sie haben diese höchste Person durch irgend welche hinterlistigen Kunstgriffe umgarnt und sie Ihren Absichten gefügig zu machen verstanden …“

„Was fällt Ihnen ein, Herr,“ sagt der Kapitän voller Verachtung, „nur Ihre proletarische Herkunft schützt Sie jetzt noch vor der Bekanntschaft mit meinem Degen!“ Wobei er mit der behandschuhten Rechten leicht an seine Seite schlug. Der Geheime Kabinettsrat hatte sich aufgerichtet, langsam wie ein böses Raubtier, und mit seinen großen, geschliffenen Brillengläsern, die jetzt im Lichtstrahl funkelten, den Hauptmann anstierend, erwiderte er:

„So, schützt mich meine niedrige Abkunft? … Nun, ich sage Ihnen, Herr Ritter von Schroppsdorf, Sie wird nicht einmal Ihre edle Geburt schützen! Vernehmen Sie also die Willensmeinung unseres erhabenen Gebieters, Sr. Durchlaucht des Herzogs von Almira aus meinem Munde:

Sie haben sich heute noch zu Ihrem Truppenteil zu begeben und denselben in keinem Fall und auch nicht für eine Stunde wieder zu verlassen, wenn Ihnen nicht ausdrücklich, und zwar nur von höchster Stelle aus mit allerhöchster Genehmigung Urlaub erteilt wird … Haben Sie verstanden?“

Der Hauptmann lächelte kalt:

„So reiche ich mit diesem Augenblick meinen Abschied ein …“

Ein heiseres Gelächter kam aus dem Schatten:

„Tun Sie das, Herr Ritter von Schroppsdorf! Man wird Ihr Abschiedsgesuch prüfen und höchstwahrscheinlich in der gebührenden Zeit auch berücksichtigen. Denn an derartigen Offizieren, wie Sie einer sind, liegt Sr. Durchlaucht herzlich wenig! Aber die Prüfung Ihres Gesuches wird seine Zeit haben müssen und, wie alle derartigen Eingaben, den geordneten Weg gehen. Solange dies geschieht, sind Sie Soldat und stehen unter dem absoluten Befehl Ihres Kriegsherrn, Sr. Durchlaucht des Herzogs von Almira … Und, das sage ich Ihnen, Herr, man wird ein scharfes Auge auf Sie haben! Sie machen auf mich den Eindruck eines sehr unsicheren Kantonisten!“

Der Hauptmann hatte lange geschwiegen und seine Ruhe bewahrt. Die letzten Worte aber brachten ihn um den Rest seiner Fassung.

Den Degen aus der Scheide reißend, drang er auf den Beamten ein, der aber mit einer Gelenkigkeit, die man seinem Alter nicht zugetraut hätte, auf einen elektrischen Klingelknopf drückend, hinter den hohen Armstuhl retirierte.

Dem Hauptmanne war es nicht so ernst mit einer Attacke, doch stand er noch mit gezücktem Degen im Zimmer, als eine Seitentür aufgestoßen wurde und ein Pikett Soldaten unter der Führung eines Sergeanten hereindrang.

„Verhaften Sie den Hauptmann!“ sagte v. Winnighofen, „er hat mich mit dem Tode bedroht, Sergeant!“

Der Sergeant, ein ergrauter Krieger, der die Feldzüge mitgemacht, trat an den Hauptmann, in dessen Kompagnie er früher einmal gestanden hatte, heran und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Ich muß Ihnen den Degen abfordern, Herr Hauptmann!“

„Hier!“ rief der Hauptmann und riß sich die Degenkoppel vom Leibe: „Ich will die Waffe nicht tragen, deren sich die Gemeinheit bedient und welche die Feigheit schützt!“

Dabei warf er den Degen weit ins Zimmer, daß er klirrend zu Boden fiel.

Der Sergeant hob die Waffe auf und sagte:

„Ich bitte, Herr Hauptmann, folgen Sie mir!“

Ruhig und ergeben ließ sich Hans Lux von den Soldaten in die Mitte nehmen, doch an der Tür blieb er noch einen Augenblick stehen und sagte, indem er sich umwandte und in das grinsende Gesicht v. Winnighofens blickte:

„Ich habe Ihnen bisher nichts getan! … Aber das sag’ ich dir, du Schuft, wenn ich noch einmal in die Verlegenheit komme, dir gegenüber zu treten, dann werd’ ich dich behandeln, wie es einem solchen ausgemachten Schurken zukommt! Nicht meinen Degen, meine Hundepeitsche will ich dir zu kosten geben!“

Die Soldaten drängten ihn hinaus. Aber sie taten das so leise, so behutsam, als wär's ein kleines Kind, das zu entfernen sie Befehl hatten. Und als der Hauptmann den überall im Lande tiefverhaßten Geheimrat mit seinem wahren Namen nannte, da wetterleuchtete und zuckte es in den Mienen der Soldaten, von denen sicher nicht ein einziger anders dachte, als der Hauptmann.

Während sie ihn den langen dunklen Gang in ein offenbar schon vorbereitetes Arrestlokal führten, fühlte Hans Lux, daß er eine große Unklugheit begangen hatte … Etwas anderes wollten ja seine Feinde gar nicht! Dieser Winnighofen, den er nie vorher in seinem Leben gesehen, hatte offenbar Befehl erhalten, ihn so zu behandeln und so lange zu reizen, bis er, der Hauptmann, seine ruhige Überlegung einbüßte und gegen den Kabinettsrat losging.

Sie wollten ihn festmachen! Jede, aber auch jede Möglichkeit sollte ihm genommen werden, zu der Prinzessin zurückzukehren, mit der man sicherlich auch nichts Gutes vorhatte …

Jetzt stieß der Sergeant eine Tür auf und sagte:

„Hier, bitte, Herr Hauptmann, das ist Ihr Arrestlokal!"

Und stramm stehend sah er seinen früheren Chef an, bis ihm dessen freundlicher Blick die Gewißheit gegeben hatte, daß er ruhig reden dürfe, und dann sagte er, seinen Vorgesetzten gewissermaßen tröstend, mit leiser Stimme:

„Lange wird's ja nicht dauern, Herr Hauptmann, und, wenn ich dem Herrn Hauptmann irgend dienen kann, natürlich!" – er zog dabei bedeutsam seine buschigen Augenbrauen in die Höhe – „es darf nichts gegen die militärischen Vorschriften sein! Na, so etwas werden der Herr Hauptmann ja auch nicht von einem alten Soldaten verlangen, der in Ehren grau geworden ist und in drei Feldzügen seine Orden und Ehrenzeichen errungen hat!"

„Nein, nein, mein lieber Bade," sagte der Hauptmann, dessen Blick ebenso verständnisinnig erwidernd, „nur eine Bitte hätte ich: ich möchte gern etwas lesen, damit mich die Langeweile nicht so packt! …"

Er machte, während er das sagte, die Bewegung des Schreibens.

„Ich verstehe, Herr Hauptmann," sagte Bade, mit dem Kopfe nickend, „ich werde dem Herrn Hauptmann sogleich nachher einen alten Kalender bringen, in dem stehen prachtvolle Geschichten aus den Feldzügen; auch sonst hat meine Tochter da noch Blätter, in denen viel zu lesen ist! …"

Dann kommandierte er seinen Leuten: „Wegtreten!" und schloß persönlich das Zimmer des Hauptmannes doppelt zu.

Den ganzen Tag war das Wetter trüb gewesen, jetzt kam die Herbstsonne strahlend hinter den Wolken hervor und spielte mit ihren Lichtern auf dem starken Eisengitter, welches vor dem einzigen Fenster der Stube tief in die Mauern eingelassen war.

Der Hauptmann öffnete das Fenster und sog begierig die frische Luft in seine Lungen. Von dem Aktendunst, der Niedrigkeit und Roheit in jenem verdüsterten Gemach des Geheimen Kabinettsrats war ihm die Luft benommen und die Seele bedrückt.

Er überlegte noch einmal die letzte Stunde und da ward es ihm klar, daß alle seine Unklugheit nur scheinbar gewesen, daß, wie er sich auch immer gegen diesen unverschämten v. Winnighofen benommen haben würde, man auf jeden Fall Mittel und Wege gefunden hätte, ihn unschädlich zu machen und hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Diese Erwägungen, die der Reue über seine Heftigkeit ihren Stachel nahmen, ließen ihn etwas ruhiger werden.

Vor allen Dingen war es jetzt nötig, der Erbprinzessin Nachricht zu geben!

Und als hätte das Schicksal selbst diese Notwendigkeit eingesehen, so öffnete sich eben wieder die Tür seines Gefängnisses, und der alte weißbärtige Sergeant erschien auf der Schwelle.

Hinter ihm kam ein Soldat, der einen ganzen Posten Zeitschriften unterm Arm trug.

Der Hauptmann mußte lächeln.

Dieser alte Fuchs von einem Sergeanten ließ sich nicht so leicht fassen! Er brachte immer jemand mit, der vorkommendenfalls bezeugen konnte, daß zwischen ihm und dem Gefangenen nie auch nur das geringste Einverständnis bestanden habe.

Und so legte der Soldat die Zeitschriften auf des Alten Befehl auf den wackeligen Palisandertisch, hinter dem ein lebensmüdes Ledersofa die nicht sehr saubere Wand flankierte. Dabei sagte der Weißbart:

„Die Berechtigung, sich selber zu beköstigen, hat der Herr Hauptmann! Wenn da vielleicht Befehle sind, so bitte ich den Herrn Hauptmann, mir dieselben mitzugehen! Ich besorge alles pünktlich … im übrigen habe ich Befehl erhalten, dem Herrn Hauptmann alle Wertsachen abzunehmen!“

„Das Geld auch, Sergeant?“

„Nein, davon steht nichts in meinem Befehl.“

Der Hauptmann löste die goldene Repetieruhr, an deren feiner Kette viele kleine Berlockes hingen, vom Gilet, zog dann seine Ringe ab; nur einen wollte er auf dem Finger behalten. Und mit einem bittenden Blick auf den alten Soldaten sagte er:

„Den möchte ich nicht hergeben, Sergeant, das ist ein teures Andenken!“

Der Sergeant zuckte die Achseln:

„Tut mir leid, Herr Hauptmann, aber Befehl ist Befehl. Was ich nicht sehe, seh’ ich nicht, aber wenn ich es einmal gesehen habe, muß ich’s auch mitnehmen!“

Der Hauptmann zog den Ring, einen starken Goldreif mit einem großen Chrysopras, in den die magischen Zeichen altindischer Weisheit eingegraben waren,

vom Finger, küßte den Ring und gab ihn dem Sergeanten mit den Worten:

„Sie haften mir dafür!“

„So gut ich kann, Herr Hauptmann … Ich soll die Kostbarkeiten persönlich Seiner Exzellenz dem Herrn Geheimen Kabinettsrat v. Winnighofen überbringen!“

Da hätte der Hauptmann v. Schroppsdorf den Ring doch lieber zurückbehalten. Er ahnte, daß sich an den geheimnisvollen Stein nun wirklich sein Schicksal knüpfen würde. Und mit einem Seufzer sah er den Sergeanten das Gemach verlassen.

Aber kaum war der Alte gegangen, so durchsuchte der Hauptmann mit fieberhaftem Eifer die Hefte der Zeitschriften. Und er hatte nicht viel Mühe, weißes Schreibpapier und sogar einen Bleistift darin zu finden.

Sofort setzte er sich hin und schrieb.

Immer bereit, das Blatt umzuschlagen, falls jemand hereintrat, um den Brief zu verbergen, schrieb er der Erbprinzessin ausführlich, wie es ihm ergangen sei, und warnte sie, sich nach Almira oder nach Hohenhain hinüberlocken zu lassen. Er schloß sein Schreiben mit den Versicherungen seiner unwandelbaren Treue und Ergebenheit für die hohe Frau und mit der heißen Bitte, auch sie möge seiner gedenken und möge, was auch immer komme, Vertrauen zu ihm haben und auf seine Hilfe bauen!

Dann klingelte er, und als der Sergeant gleich darauf zu ihm hereintrat, gab er ihm einige Aufträge hinsichtlich seiner Verpflegung und sagte, ihm mehrere Hefte der „Gartenlaube“ hinreichend:

„Das kenn’ ich schon, Sergeant! Nehmen Sie doch das, bitte, gleich wieder mit!“

An der Tür stand wieder der Soldat, als der Sergeant die Hefte zurücknahm und sich salutierend entfernte.

Zwölftes Kapitel.

Als Prinzeß Margarete am übernächsten Tage den Brief des Hauptmanns erhielt, da vermochten ihre bebenden Hände das Kuvert zuerst gar nicht zu öffnen, so glücklich war sie darüber.

Denn daß er heute schon schrieb, war sicher ein Beweis dafür, daß alles gut ging, daß ihre Befürchtungen nutzlos waren, daß sie ihn bald wieder in ihren Armen halten würde! …

Und so hielt sie das Kuvert, es gleichsam liebkosend, in ihren weißen Händen und küßte mit den Augen die festen männlichen Schriftzüge der Adresse …

Die Kammerfrau war inzwischen ins Haus gegangen. Als sie jetzt wieder hinaustrat auf die Veranda, sah sie ihre Herrin mit geschlossenen Augen in dem Gartensessel lehnen. Ihre drei Windhunde standen neben ihr und sahen unverwandt zu ihr empor.

Martha Weißfohl glaubte zuerst, Ihre Hoheit gebe sich, wie sie das manchmal pflegte, mit geschlossenen Augen ihren stillen Betrachtungen hin, aber die seltsame, wie geknickte Haltung, die schlaff über die Sessellehnen herabhängenden Hände fielen ihr auf.

Und herbeieilend gewahrte sie mit einem Aufschrei, daß eine tiefe Ohnmacht die Geister der Prinzessin umhüllte …

Wer wollte es der treuen Person, die neben ihrer abgöttischen Liebe für die Herrin doch auch ein Weib war, wer wollte es der Bestürzten verargen, daß ihre hellen Augen in dem offen im Schoß der Prinzessin liegenden Schreiben nach den Gründen dieser Ohnmacht forschten?!

Dann, nachdem sie der Erbprinzessin das Fläschchen mit Riechsalz, das sie stets bei sich trug, da die etwas vollblütige Prinzeß Margarete ein wenig zu Schwindelanfällen neigte, umsonst unter die Nase gehalten hatte, schellte sie nach dem Kammermädchen und beide trugen die Ohnmächtige hinein in das anstoßende Schlafzimmer.

Auch dort, trotzdem die Frauen die Erbprinzessin ganz entkleideten und ihre Stirn und Brust ganz mit Essenzen rieben, dauerte es noch eine geraume Zeit, bis die so sehr Erschrockene wieder zu sich kam.

„Ist er da?“ war ihre erste Frage.

Und dann mit einem trostlosen Blick in die Runde sehend, brach sie in erlösende Tränen aus.

Martha Weißfohl, die ihre Herrin genau kannte, versuchte gar nicht, diesen wilden Bächen eines von Schmerz überströmenden Gefühles Einhalt zu tun. Sie ließ sie weinen. Und erst als sie glaubte, ihrer Gebieterin Seele könne befreit sein von der

schrecklichen Last, die das Schicksal so plötzlich auf sie geworfen hatte, da erst begann sie mit leisen Worten auf die noch immer Schluchzende einzusprechen und sie zu bitten, die Prinzessin möge sich beruhigen und an die Zukunft denken.

„Hast du gelesen?“ fragte die Erbprinzessin, während die Tränen ihr schönes, blühendes Gesicht benetzten.

Ein wenig beschämt bejahte die Kammerfrau die Frage, und, sich gleichsam entschuldigend, setzte sie hinzu:

„Ich mußte doch den Brief an mich nehmen, Hoheit …“

„Gewiß, ja! Gib ihn mir, Martha!“

Aber die Kammerfrau, die voraussah, daß die abermalige Lektüre nur neue Tränenströme auslösen würde, sagte, sie habe das Schreiben, das ja ängstlich geheim gehalten werden müsse, schon an einem ganz sicheren Platz versteckt, die Frau Erbprinzessin möchte die Güte haben, jetzt sich nicht mehr ihrem Schmerz und ihren Erinnerungen hinzugeben, sondern, wenn sie ihre Kammerfrau dessen würdig halte, mit ihr beraten, was zu tun sei.

Die Erbprinzessin schlang ihre Arme um das treue Geschöpf und weinte wie ein Kind. Dann aber riß sie sich mit Anstrengung von ihrem Weh und ihrer Trauer los und sagte:

„Was zu tun ist, weiß ich, Martha! … Du mußt dich sofort reisefertig machen und meine Sachen ordnen, wir gehen heute noch von hier fort. Ich will zum Kaiser!“

„Zu Seiner Majestät?!“ sagte Martha mit unwillkürlicher Ehrfurcht. „Glauben Eure Hoheit, daß man Ihnen dort helfen wird?“

„Das hoff’ ich zuversichtlich! Der Kaiser hat einmal gesagt bei einem Skandal, wie sie in meiner Ehe leider so häufig gewesen sind, er stände ganz auf meiner Seite und mein Gatte sei ein ganz niedriger und geringer Charakter.“

Martha Weißfohls Gesichtsausdruck wurde dadurch nicht zuversichtlicher. Aber sie behielt ihre Ansichten und Befürchtungen für sich. Auch ihr schien die Hauptsache, daß ihre Gebieterin sich jetzt aufraffte und irgend etwas unternähme.

* * *

In der Residenz nahm die Prinzessin im Hotel Imperial, wo telegraphisch Zimmer für sie bestellt waren, Wohnung.

Und sie hatte die Freude, daß auf ihr Gesuch beim Hofmarschallamt die Genehmigung zu einer Audienz beim Monarchen sofort eintraf.

Ihre Mutter, die erste Gemahlin des Herzogs von Almira, war eine direkte Cousine des Kaisers gewesen, es bestand also ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen ihr und diesem Mächtigen.

Das ließ sie hoffen, dort ein geneigtes Ohr für ihre Wünsche zu finden, wo ein einziges Wort imstande war, ihr ihr Glück für immer zurückzugeben …

Das Schloß mit seiner gewaltigen, grauen Steinfassade sah düster in den rauhen Septembertag, als die Hofequipage, die man gesandt hatte, um die Prinzessin zu holen, in den mächtigen Hof rollte, in dessen Mitte der Brunnen rann: ein Triton von ungeheuren Dimensionen, der eine Riesenmuschel, wie ein mit Wasser gefülltes Schiff, auf der Schulter trug, von deren Spitzen und Zinken das Naß herniederströmte in das große Granitbecken …

Die Prinzessin hatte diesen Brunnen hundertmal gesehen – heute schien er noch größer, drohender zwischen den mit Fenstern und Balkonen besäten Schloßmauern in den trüben Himmel hinaufzuwachsen.

Die Soldaten präsentierten, wie ihr Wagen vor die Einfahrt rollte, … man wußte also doch noch, wer sie war … und bei dieser an sich so nichtigen Tatsache trat es ihr plötzlich wieder, wie mit einem Schlage, ins Bewußtsein, was alles an Macht, Einfluß und die Masse überragender Menschenhöhe sie drangeben mußte für ihre Liebe.

Doch das Bedauern darüber war gering. Dieses Herz hatte zu lange dursten müssen, als daß nun, wo der selige Becher an ihrem Munde war, irgend ein Hindernis stark genug gewesen wäre, sie vom Trinken zurückzuhalten!

Im geheimen hatte sie doch noch damit gerechnet, daß ein Mitglied der kaiserlichen Familie sie empfangen würde.

Aber das unterblieb.

Der Haushofmeister des Kaisers, Graf Thilo von Zernikow, kam ihr, als sie in Begleitung des Lakaien zum Vestibül der ersten Etage hinaufstieg, die Treppe herab entgegen und führte sie mit der vornehmen Dezenz des durch seine guten Formen berühmten Kavaliers in das Vorzimmer des Kaisers.

Dort plauderte er mit der Prinzessin, als habe er nicht die geringste Kenntnis von ihren Angelegenheiten – die Zeitungen aller Länder waren seit Wochen geschäftig, die neueste Eheirrung im Hause Hohenhain-Bleichstedt nach allen Richtungen hin zu erörtern! – als glaubte der Graf, die Prinzessin Margarete käme direkt aus dem Hause ihres Gatten, mit dem nichts sie jemals entzweit hätte.

Inzwischen gehörte die ganze, so viele Jahre lang von ihr geübte Beherrschung dazu, um das Beben zu verheimlichen, welches die hohe Frau ergriff bei dem Gedanken an die Audienz.

Während ihre Lippen dasselbe taten, wie die des Grafen v. Zernikow, nämlich gedankenlos Frag’ und Antwort tauschten, irrten ihre Blicke an der blauen Seidentapete des Raumes entlang, dessen Wände mit Bildern aus der Watteauzeit geschmückt waren.

Und trotz ihrer heftigen Beklommenheit fand die Prinzessin, die von jeher ein starkes Interesse für Kunst hatte, doch, daß diese Gemälde schlecht und in ihrer offensichtlichen Nachahmung so gut wie wertlos waren.

Da ein barocker Kamin aus Majolika mit Amoretien und Vögeln überladen, vielleicht teuer, aber auch geschmacklos … Und die Stühle, so steif in ihrer vergoldeten, gobelinüberzogenen Nüchternheit. Der Kristallkronleuchter ging noch, aber – –

„Jawohl, ich denke, Herr Graf!“ beantwortete sie aufs Geratewohl eine Frage, die sie gar nicht gehört hatte.

Indem schob ein silberbetreßter Lakai die Flügeltüren auseinander, der Graf erhob sich, geleitete die Prinzessin zur Tür, wo er ihr den Vortritt ließ und sich zurückzog, so leise, so diskret, daß sich die Erbprinzessin nach ihm umsah, in der Meinung, er folge ihr nach, während sie den im tiefen Gelb gehaltenen Vorraum zum Zimmer des Kaisers durchschritt.

Vor der Tür des Monarchen wäre sie am liebsten umgekehrt und davongelaufen. Aber ihre Füße trugen sie vorwärts, fast willenlos glitt ihr Körper durch die Tür, nur ihre Augen, ihre großen, blauen, erschrockenen Augen richteten sich im stummen Flehen auf das Antlitz der Majestät, die im einfachen Interimsrock, den fast kahlen Schädel unbedeckt, groß, aufrecht, nur in den Schultern ein wenig gebückt, vor ihr stand.

Fast achtzig Jahre waren über das Haupt dieses Greises hinweggegangen, den die Fürsten der Welt als ihren Senior anerkannten, dessen stillen, weisen Schiedssprüchen sie ihre Streitigkeiten unterbreiteten, ohne daß der, welcher unrecht erhielt, zu murren wagte.

Er hatte in seinem Lande die Todesstrafe abgeschafft und war milde und sanftmütig geworden.

Und als jetzt sein Auge, dessen Feuer halb erloschen war und nur schwach unter den schweren Lidern brannte – als jetzt sein Auge, dessen Majestät auch das hohe Alter nichts hatte anhaben können, auf der Prinzessin ruhte, da stiegen die Erinnerungen herauf in der Seele dieses Einsamen, dem der Tod von denen, die ihm in seiner Jugend lieb waren, kaum einen übrig gelassen hatte.

Er sah die Prinzessin an und die Frauen, denen seine Herrschergunst einst mehr als anderen gelächelt hatte, erschienen vor seinem inneren Auge; so hatten die ausgesehen, die er geliebt, so stolz und stattlich mit blonden Haaren und blauen Augen, wie die Kornfelder und die Seen seines Landes.

Und da ward ihm weh, daß er jetzt strafen sollte, daß er da nicht vergeben durfte, wo er so gern vergeben hätte!

Ein Kaiser!

Ein Kaiser und nicht einmal vergeben dürfen!

So wollte er wenigstens gut zu ihr sein!

Und sie merkte das!

In dem törichten, von Liebe ganz erfüllten Herzen des fürstlichen Weibes flammte die Hoffnung auf, wie manchmal noch ein letztes Sonnenlicht über der schon von der Nacht bedrohten Erde.

Sie sank auf die Knie.

„Nein," sagte der Kaiser, „nein, nicht bitten, denn ich kann Ihnen nichts geben."

Und nun kam ihr Stolz!

Sie wollte nicht bitten! nicht bitten, nein, zu fordern kam sie, Gerechtigkeit zu fordern.

„Majestät!" rief sie, „seit zehn Jahren bin ich an einen Menschen gefesselt, der längst abgetan sein würde, wenn nicht eine Krone sein Haupt deckte! …"

Der Kaiser trat einen Schritt zurück.

„Stehen Sie auf!" sagte er strenge.

„Ich habe geglaubt, eine Reuige, eine Büßende käme zu mir! … Glauben Sie, ich werde jener törichten Liebelei meinen Beistand leihen – denn zu Ihrem eigenen Besten nehme ich an, daß es nicht mehr ist! Denken Sie etwa, Prinzessin, ich würde dieser nicht zu entschuldigenden Liaison, in der sich Ihr unbeschäftigtes Herz gefällt, meine Genehmigung geben?!"

„Aber es ist nichts! es ist nichts!" log die Prinzessin jetzt in dem feigen und doch so begreiflichen Drange, sich zu entschuldigen.

Der Herrscher erhob seine welke Hand und seine Augen, die sich zürnend auf sie richteten, drängten die ihren zu Boden.

„Ich weiß alles, Madame! Sie haben in Wien sich nicht gescheut, in Begleitung jenes Offiziers sogar öffentliche Ausflüge zu machen!"

Die Prinzessin, die sich nicht zu helfen wußte, entgegnete:

„Euer Majestät, ich bin ein schwaches Weib, ich bitte um Schutz gegen diese Verleumdungen!"

„Ich weiß alles!" sagte der Kaiser und reichte der Prinzessin, die sich erhoben hatte, die Hand zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei.

„Majestät!" begann die Prinzessin noch einmal, aber der Monarch wandte sich ab.

Und niedergeschmettert, verzweifelt und von aller Hoffnung verlassen, verließ sie das Gemach des Kaisers.

* * *

Als der Wagen vor dem Hotel Imperial hielt und sie durch das Entrée schritt, überreichte der Hotelier selber seinem hohen Gast eine Karte mit dem Bemerken, der betreffende Herr müsse Ihre Hoheit in einer dringenden Angelegenheit sprechen.

Die Prinzessin warf einen Blick auf die Karte, las den Namen des Hofjustitiars von Hohenhain Dr. Perkuhn und erwiderte tödlich erschrocken dem Hotelwirt, sie sei

momentan so erschöpft, daß es ihr unter keinen Umständen möglich sei, den Herrn zu empfangen, er möge wiederkommen.

Dann begab sie sich, gestützt auf den Arm ihrer Kammerfrau, in ihre Gemächer.

Dreizehntes Kapitel.

Im Hirschen drüben in der großen Gaststube, wo die Bauern und Fuhrleute verkehrten, ging es laut zu.

Hier präsidierte die Annemarie, ein resches Frauenzimmer von dreißig Jahren; einige sagten, sie sei eine Verwandte, die anderen, sie wäre eine gute Freundin von Jürgen Gelbhaar, dem Hirschenwirt.

Jedenfalls nahm sie seinen Vorteil wahr und arbeitete für drei. Wenn sie so mit ihren zwölf und vierzehn Maßkrügen voll schäumenden Bieres in den kräftigen Händen daherkam, dann wich auch ohne ihr „Platz da! Platz!“ jeder gern zur Seite. Denn sie konnte heftig werden, die Annemarie! Mehr als einmal hatte sie einem Zudringlichen eine Ohrfeige gegeben, und wo sich ein Streit erhob, eine Prügelei in Aussicht war, da fuhr sie dazwischen, wie eine Windsbraut, und die Kampfhähne waren vor der Tür, ehe sie noch recht wußten, wie ihnen geschah.

Heute war es besonders ein Tisch, an dem es hoch herging. Lauter herzogliche Bediente saßen dort, unter ihnen der Kammerdiener des Erbprinzen, Franz Hartkopf, der besser Rotkopf geheißen hätte.

Neben dem Rothaarigen saß ein Mensch von verwegenem Aussehen, der „der Förster“ genannt wurde, vielleicht gerade deswegen, weil er es nicht mehr war.

Er hieß Hans Geratewohl und hatte früher in fürstlichen Diensten gestanden. Warum er entlassen worden, wußte niemand genau. Es hieß aber, daß sein Vorgesetzter ihn eines Tages betroffen habe, wie er eben einen Wagen mit Stämmen belud, die nicht den Brandstempel der Hofkammer trugen und daß er solcher mehrere verladen hätte. Angezeigt oder bestraft war er nicht worden. Aber alle seine Bemühungen, wieder eine Försterei zu kriegen, waren wohl auch vergeblich gewesen, wenigstens hatte er nach geraumer Zeit, in der er außer Landes gewesen war, hier einen Viehhandel angefangen.

Er war ein langer Mensch, der die wie lauschend vorgeneigte Haltung des Jägers hatte und stets im grünen, sehr sorgfältig gehaltenen Rock einherging. Es hieß von ihm, daß er den Vogel in der Luft mit einer Kugel zu treffen vermöge.

Ihm gegenüber an der anderen Seite des Tisches machte es sich Herr Martin Glauchau, der Leibjäger des Fürsten, bequem.

Der Anzeige wegen Wilddiebstahls, die Forstassessor Brandt gegen den Schwarzbärtigen erstattet hatte, war nicht Folge gegeben worden. Ein Verfahren gegen den Leibjäger wurde überhaupt nicht eröffnet.

Darüber sprachen die Herren aus der Bedientenstube gerade und Hans Geratewohl, der ehemalige Förster, sagte:

„Du hast ein verdammtes Glück, Martin! … Ein anderer wie du wäre wer weiß wohin gekommen!“

„Dafür sind wir auch bei Seiner Hoheit, dem Erbprinzen!“ hohnlachte der Leibjäger, „wir machen, was wir wollen!“

„Wirst auch noch mal klein werden!“ rief ihm die Annemarie, die gerade vorbeiging, zu.

Er sah sich um und sagte:

„Du alte Krähe! … Was krähst du denn dazwischen? … Ich mag überhaupt nicht von dir bedient werden! … Ich nicht! … Ich will was Junges, Hübsches sehen, wenn ich trinke! Die Rosel soll her! Mein Liebchen, die Rosel soll kommen!“

„Dein Liebchen?“ Die Annemarie war stehen geblieben und sah den Leibjäger mit ihren hellen Augen fest an, „na, das schlag’ dir nur aus dem Kopf; die ist nicht für dich gewachsen! du Hallodri! Da geh’ nur hübsch wo anders hin und sieh zu, ob eine dich mag!“

Wütend entgegnete Martin Glauchau, über dessen Rededuell mit der Kellnerin die andern schon lachten:

„Du schwarzer Besen, sei still! … Freilich recht hast ja, die Rosel scharmuziert lieber mit denen da drüben!“ Er zeigte nach der Honoratiorenstube hin, „der ist ein ehrlicher Weidmann aus ihrem Stand nicht gut genug, da müssen schon die goldenen Tressen am Rock sein, wenn sie zugreifen soll! … Und wenn’s nicht mit der Brautkrone und dem Schleier sein kann, gefreit wird darum doch! Hahaha! …“

Er lachte roh.

Da aber stand die Annemarie dicht vor ihm:

„Noch ein Wort jetzt!“ sagte sie, „nachher bist draußen, du ehrlicher Weidmann du! …“

Ein schallendes Gelächter erhob sich bei den Worten der Kellnerin, die aber achtete gar nicht darauf.

„Wenn du schon dein ungewaschenes Maul nicht halten magst,“ fuhr sie fort, „dann laß wenigstens unsere Rosel in Fried’, die verdient’s nicht, daß ein Augenverdreher und Maulheld sie in seine Malefizgoschen, nimmt! … Hast verstanden, du?“

Der Martin Glauchau knurrte etwas Unverständliches in seinen schwarzen Bart. Aber zu sagen wagte er nichts mehr. Er wußte, daß er dann hätte hinaus müssen aus der Gaststube. Und daß ihn die Annemarie sobald nicht wieder an seinen Stammtisch gelassen hatte, dessen war er sicher.

So blieb er denn und schimpfte nur noch heimlich, sobald das Mädchen davongegangen war.

Nachdem wurde es am Bediententische immer leerer, selbst der Kammerdiener des Fürsten, Herr Willibald Amwege, dessen feistes Gesicht immer so würdevoll aus dem weißseidenen Halstuch hervorsah, selbst diese hier sozusagen den Ehrenvorsitz einnehmende Persönlichkeit hatte sich schon zurückgezogen.

Nur Martin Glauchau und der ehemalige fürstliche Förster, Hans Geratewohl, saßen noch beim Schoppen.

Sie mußten Wichtiges miteinander zu besprechen haben, denn sie waren eng aneinandergerückt und tuschelten ganz leise. Hin und wieder sah der Leibjäger sich um und einmal sagte er ein wenig lauter: „Also du nimmst es auf dich, Hans, und bist zur bestimmten Stunde dort! Ich muß derweilen im Schloß beim Erbprinzen sein! Denn an mich werden Sie natürlich zuerst denken! …“

„Laß gut sein, Martin,“ sagte der andere, mit bösen Augen über sein Bier sehend und den langen, braunen Schnurrbart durch die Hand ziehend, „den Aufpasser werden wir bald los sein.“

Der Leibjäger plinkerte ihm zu, er solle schweigen. Ihm schien, als beobachte sie beide die hinter dem Ladentisch hantierende Annemarie mit gespanntem Interesse.

Dann brachen auch diese beiden Männer auf. Und die Kellnerin verschwand in der Küche.

* * *

„Gut, daß du kommst, Annemarie!“ sagte Rosel, die am Herde stand, „du mußt ein bißchen acht geben auf die Klöße, ich muß fort …“

Und dabei wurde ihr liebliches Gesicht dunkelrot.

Die Kellnerin hatte es wohl bemerkt.

„So? … fort mußt! … wohin denn, wenn man fragen darf, du gescheite Person?“

Mit einem glücklichen Lachen schlang Rosel die Arme um den Hals ihrer Freundin und flüsterte:

„Frag’ doch nicht so! … du weißt ja, wo ich hingeh’! … in einer Stunde bin ich wieder hier! …“

Damit drückte sie der andern den Schöpflöffel in die Hand und, husch, war sie zur Tür hinaus, in den Hof, durch den großen Obstgarten, der hinten bis an die Berge reichte.

Hei! Wie flink stiegen die zierlichen Füße zwischen den Tannen in die Höhe! Rosels Augen blitzten und ihr kleiner süßer Mund sog halb geöffnet die würzige Waldluft ein.

Schon prangte der Wald, den überall Laubholz durchsetzte, in den bunten Farben des Herbstes. Das wehende Gold der Birken klirrte leise gegen das rostige Kupfer der Buchen. Und wie leuchtendes Erz standen die Eichen zwischen den Tannen, deren nie vergehendes Grün den Wald beherrschte.

Blau war der Himmel, die Vögel sangen und das Gurren der Wildtauben durchbrach die heimliche Stille. Ein Herbsttag war’s, wie sie selten sind, an dem die Natur mit warmem Kusse Abschied nimmt von Lenz und Sommersegen.

Immer höher stieg das Mädchen, das hier jeden Steg und Pfad kannte.

An einer Waldlichtung angekommen, wo ein Schwarm Birkwild bei ihrem Nahen aufstob, ging sie bis an einen kleinen Hügel, auf dem eine alte Eiche stand, deren gewaltiger Stamm offen war wie ein Tor.

Rose schlüpfte hinein und kam gleich wieder hinaus mit einem Brief in der Hand, den sie bebend erbrach.

„Mein Herz! … Ich kann heute nicht kommen, der alte Fürst hat plötzlich, ohne jeden Anlaß, Rechnungslegung der Holzkasse verlangt, die, wie du weißt, ich zu verwalten habe. Da hab’ ich nun heute und morgen stramm zu tun, aber übermorgen bin ich wieder hier bei dir, mein Geliebtes! Und meine Seele ist auch heute, so wie alle Tage bei meinem Mädchen! Voller Sehnsucht und in Liebe dein Brandt.“

Wie sie den Brief gelesen, küßte sie ihn immer wieder.

… Was war das mit der Holzkasse? … wollte man ihm etwa ein Bein stellen? Nach dem Duell, in dem der Adjutant so schlecht weggekommen, war das gar nicht so unwahrscheinlich. Aber Rose kannte ihren Liebsten: Die Kasse, die dessen Leitung unterstellt war, die konnte man zu jeder Stunde revidieren, da fehlte nichts! … Und wenn alles geprüft und richtig befunden worden war, dann mußte das Vertrauen des fürstlichen Herrn mit seinem Beamten ja um so fester werden!

So entschlug sich die Wirtsnichte ihrer Befürchtungen und gab sich ganz ihren Empfindungen hin. Sie ließ sich auf einen Baumstamm nieder, las den Brief abermals und küßte den geliebten Namen …

Und ihre Erinnerung schweifte zurück aus dieser seligen Gegenwart in die jüngste Vergangenheit, die ihr Leben so ganz verändert und ihren Weg so hell gemacht hatte.

Am Tage jenes Duells war es gewesen. Das Gerücht, das den Ereignissen auch in der kleinen Residenz so rasch vorauseilte, hatte aus der zerschossenen Hand – des Leutnants Wunde stellte sich nachher als lange nicht so gefährlich heraus, wie der Arzt, wohl um die Fortsetzung der Schießerei auf jeden Fall zu verhindern, sie erst gemacht hatte! – das Gerücht hatte aus der verhältnismäßig geringen Verwundung ein großes Unglück gemacht, dem zwei Menschenleben zum Opfer gefallen wären.

Und da hatte Rose, die das zuerst in der Küche hörte, eine große Terrine voll Brühe fallen lassen und war für tot in die Arme der Annemarie gesunken.

Und später, als das Mädchen wieder zu sich kam, wollte sie lange nicht hinein in die Honoratiorenstube, obwohl ihr Herz in Sehnsucht verging nach dem heimlich längst geliebten Mann, der da drinnen mit seinem Freunde, dem Amtsrichter Dr. Deberle, so ruhig, als wäre nicht das geringste passiert, seinen Schoppen Roten trank.

Später ging sie hinein, und der Amtsrichter neckte seinen Freund mit den hübschen weißen Händen der Rosel, die gebebt hatten, als sie die zweite Flasche vor die beiden Freunde hinstellte.

Erst lachte Brandt. Aber dann konnte er doch nicht anders, er mußte sich das Mädel mal ansehen! Und wie er sie ansah, da konnten ihre Augen, die sich langsam mit glücklichen Tränen füllten – glücklich, weil er lebte und ihr so nahe war! – da konnten die Augen der Rosel nicht lügen: „Ich liebe dich!“ leuchtete ihr blauer Schein.

Und der Forstassessor, der nie den Frauen nachgegangen war, verstand mit einemmale die Augensprache, und als der Amtsrichter, vielleicht nicht ganz unabsichtlich, einmal die Stube verließ, da nutzte Brandt die günstige Gelegenheit aus und fragte das Mädchen, ob die Tränen am Ende ihm gegolten hätten.

Sie sagte darauf gar nichts. Als er aber den Arm um ihre Taille legte, da floh sie nicht wie vor dem Adjutanten – ja, sie ließ es sich gefallen, daß er aufstand und sie an sich zog und in einem langen Kusse das Geständnis der Liebe von ihrem Munde nahm.

Darüber waren erst Wochen vergangen, aber der Rosel schien es, als kannte sie den Geliebten schon eine ewige Zeit, als seien sie immer gut miteinander gewesen.

Sie war vielleicht nicht die erste, die er küßte, aber er hat seine Gefühle doch noch nicht verzettelt und seine starke, tiefgründige Natur gab sich wahr und aufrichtig ihr ganz hin.

Dem Mädchen hatte noch keiner außer ihren Verwandten die Lippe berührt. Ihr junges, reines Herz gehörte zum erstenmal einem Manne und die Unschuld verlieh ihrer Zärtlichkeit einen Zauber, der den starken, ein wenig rauhen Weidmann ganz gefangen nahm.

Zum erstenmal in seinem Leben dachte er, wenn er in den Wald ging, noch an etwas anderes als an die Forst und das Wild. Ja, ihr holdes Bildnis war immer bei ihm und verleitete ihn zu den zärtlichsten Streichen, wie sie sonst nur dem Jüngling, der sein Mädchen anbetet, eigen. So hatte er die Poststation in der hohlen Eiche eingerichtet und er überraschte sich, selber lachend, dabei, wie er mit seinem Jagdmesser die Anfangsbuchstaben ihres Namens in die Rinde eines Baumes schnitt …

Rosel lebte wie in einem Traum. Und sie war doppelt selig, weil ihre Liebe in der freien Natur, mitten im Walde, aufblühte, der sein grünes Rauschen schirmend über ihr Glück hielt.

Tief versunken, mit ihrem Herzen bei ihm und ganz in seiner Liebe weilend, achtete sie auf nichts, was um sie her war.

Wie wäre sie erschrocken gewesen, wenn sie den unheimlichen Menschen gesehen hätte, der hinter ihrem Rücken am Rande der Lichtung zwischen den Bäumen dahinschlich.

Der blieb eine geraume Zeit hinter einer starken Rottanne stehen und beobachtete das Mädchen, das jetzt einen Bleistift und Papier aus ihrer Tasche nahm und zu schreiben anfing.

Dann ging sie wieder hin zu der alten Eiche, legte den Brief in das Versteck und machte sich leise trällernd auf den Heimweg.

Mit einem bösen Lächeln sah ihr Hans Geratewohl nach, dann verschwand auch er in den Tannen.

Vierzehntes Kapitel.

Eduard Brandt war an dem Tage, als die Revision seiner Kasse stattfinden sollte, ebenso guten Mutes wie zu jeder andern Zeit in sein Bureau gegangen.

Was sollte er denn fürchten?

Pünktlich und gewissenhaft wie wenige hatte er seine Pflichten stets erfüllt und seine Bücher waren in einer so musterhaften Ordnung, da konnte gar kein Irrtum unterlaufen sein!

Und trotzdem war ihm diese Revision nicht recht! Wozu denn dieser ganz außer der Zeit erscheinende Beamte, der doch sonst nur dahin geschickt wurde, wo wirklich Unregelmäßigkeiten passiert waren oder wo ihr Vorhandensein wenigstens vermutet wurde?!

Wie der Assessor das schon recht baufällige Forstverwaltungsgebäude betrat, das hinter dem fürstlichen Schloß, neben der sogenannten „Solitude“ lag, kam ihm der alte Markgraf, der Forstkassenrendant, schon entgegen und an seinem verstörten Wesen sah Brandt sofort, daß irgend etwas Besonderes geschehen sein müsse.

„Herr Assessor,“ sagte der Alte, sich mit zitternder Hand über die Stirn streichend, „Herr Assessor, wir sind bestohlen!“

Brandt erschrak.

„Wie? Bestohlen? … Was soll das heißen, Markgraf? … wir sind bestohlen?! …“

Damit stürzte er vorwärts, die knarrende Stiege hinauf in die Rendantei.

Der Anblick, der sich seinen Blicken bot, ließ ihn fast erstarren: der hölzerne Schrank, in dem sich die Metallkassette barg, in welcher gerade jetzt ziemlich bedeutende Summen sich befunden hatten, war erbrochen, die Kassette fehlte.

Das erste, was Brandt dachte, war: warum stand an der Stelle dieses hölzernen und so leicht zu erbrechenden Kastens nicht ein eiserner Geldschrank? … Aber seine Schuld war das nicht! Immer und immer wieder hatte er auf die Anschaffung eines solchen gedrungen, aber stets war ihm der Bescheid geworden, es sei so lange ohne Geldschrank gegangen, also würde man wohl auch ferner ohne einen solchen auskommen! Das war eben der scheußliche Zopf in dieser in so vielem rückständigen Verwaltung! Vielleicht nicht so sehr die Scheu vor der Ausgabe verhinderte solche absolut notwendigen Anschaffungen, als vielmehr die Abneigung gegen jede Veränderung, besonders wenn diese einen etwas modernen neuzeitlichen Charakter trug.

Freilich hatte ja auch nichts zur Vorsicht in diesem Falle gemahnt. Diebstähle waren im Fürstentum überhaupt selten, und daß es jemandem einfallen sollte, sich an fürstlichem Eigentum zu vergreifen, das erschien den meisten Leuten ganz undenkbar.

Der Diebstahl war schlimm – denn jetzt würde man die Schuld, daß kein Geldschrank vorhanden war, doch ihm, dem Assessor, zuschreiben! – Viel schlimmer aber war, daß der Diebstahl gerade heute begangen worden war.

In der Kassette hatten sich gegen zwölftausend Mark befunden.

„Nun," dachte Brandt, „im schlimmsten Falle bin ich ja imstande, sie aus eigenem zu ersetzen. Aber …"

„Und daß das auch gerade heute, am Tage der Revision, passieren muß!" sagte in diesem Augenblicke der alte Markgraf, der neben ihm stand, mit leiser Stimme.

Brandt betrachtete ihn argwöhnisch.

„Wieso?" sagte er endlich, „wieso meinen Sie?"

Der alte Herr wurde ordentlich verlegen.

„Gott, ich meine nur … es ist doch unangenehm … oder finden Sie das nicht, Herr Assessor?"

„Allerdings, sehr unangenehm!" erwiderte Brandt, ohne daß er imstande gewesen wäre, dem Rendanten dabei ins Auge zu sehen.

Der schüttelte unmerklich den Kopf und wollte sich ins Nebenzimmer zurückziehen.

Doch Brandt ließ ihn nicht fort.

„Haben Sie denn gar keinen Verdacht, Markgraf?"

„Nein, gar keinen," erwiderte der Alte, aber seine Worte klangen nicht aufrichtig.

„Na, was sollen wir da machen?" fragte der Assessor wieder.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Auf jeden Fall werde ich sofort Meldung machen," sagte jetzt Brandt, mehr zu sich selber und blickte verwundert zu dem Rendanten hin, als dieser mit einer ganz veränderten Stimme sagte:

„Ja, das halt' ich auch für das einzig Richtige."

Der Assessor pfiff leise durch die Zähne, sagte aber nichts, sondern setzte seinen Hut auf, um fortzugehen.

Indem sah er durchs Fenster drei Herren kommen. Er kannte sie alle drei: der rechts ging, der kleine mit dem weißen Henriquatre, war der Polizeirat Stubbe; der in der Mitte war Geheimer Forstrat und hieß von Hammelsloh, er galt für einen der am wenigsten klügsten Beamten im ganzen Fürstentum, und der dritte war der Forstaktuar von Wendelin, ein netter junger Mensch, mit dem Brandt schon manche Nacht zusammen auf Birsche gesessen hatte.

„Was wohl der Polizeirat hier soll?" dachte der Assessor mit einem grimmigen Lächeln. Dementsprechend war die Verbeugung, mit der er die drei Herren empfing, etwas förmlich.

Sobald er seinem Vorgesetzten, dem Geheimen Forstrat, unter Hinweis auf den erbrochenen Schrank die pflichtschuldige Meldung über den Vorfall erstattet hatte, sah dieser den Polizeirat, einen gefährlichen Reaktionär und sehr mißtrauischen Menschen, so bedeutsam an, als wollte er sagen:

„Du siehst, daß wir uns nicht getäuscht haben!“

Der Polizeirat erwiderte diesen Blick und sagte mit seiner unangenehm knurrenden Stimme:

„Es ist doch aber merkwürdig, daß dieser Diebstahl gerade heute am Tage der Revision stattgefunden hat!“

„Darf ich Sie bitten, Herr Polizeirat, mir mitzuteilen, welche Deutung Sie dem Worte ‚merkwürdig‘ in diesem Falle zu geben beabsichtigen?“ erwiderte Brandt in vollster Kampfbereitschaft.

Aber der Alte war auch nicht auf den Mund gefallen.

„Ich bin nicht hieher gekommen, um Ihnen Aufklärungen zu geben, Herr Forstassessor, sondern ich bin vielmehr hier, um in Gemeinschaft mit dem Herrn Geheimrat v. Hammelsloh Aufklärungen von Ihnen zu verlangen!“

„Die ich Ihnen geben werde, Herr Polizeirat, soweit das in meiner Macht steht, selbstverständlich! Hingegen ersuche ich Sie, Verdächtigungen irgend welcher Art gegen Personen, die gleich Ihnen ehrenhafte fürstliche Beamte sind, nicht auszusprechen, solange Ihnen jeder Anhaltspunkt für eine unfaire Handlungsweise fehlt!“

Der Polizeirat mochte einsehen, daß er zu weit gegangen war, er brummte etwas in seinen Bart, und der Geheime Forstrat, der offenbar die Absicht hatte, diesen *faux-pas* seines Begleiters wieder auszugleichen, machte in seiner allzu großen Harmlosigkeit die Sache noch schlimmer, indem er sagte:

„Herr Polizeirat Stubbe wollte ja keineswegs einen Verdacht gegen Sie aussprechen, Herr Assessor –“

Der junge v. Wendelin konnte hierbei ein Grinsen nicht unterdrücken.

„Herr Polizeirat dachte vielmehr … äh … dachte … vielleicht … äh … daß … ein merkwürdiger Zufall … äh …“

„Ja ganz recht,“ nahm jetzt Stubbe wieder das Wort, „dieser Zufall, der die Kasse gerade an dem Tage ausgeraubt sein läßt, an dem wir hierher beordert werden, um eine Revision anzustellen, hat mich in der Tat überrascht! … Wie erklären Sie sich denn diesen Einbruch, Herr Assessor Brandt?“

„Den erkläre ich mir ganz einfach durch den Mangel eines gehörigen Geldschrankes!“ sagte Brand trocken, „ich habe hundertmal um diesen Schrank petitioniert. Aber der Herr Geheime Forstrat wird es ja selbst am besten wissen: der besagte Schrank ist mir von der Verwaltung der fürstlichen Hofkammer immer wieder verweigert worden! …“

„So … in der Tat … ich erinnere mich nicht … Sie haben also mehrfach darum petitioniert, Herr Assessor …“ Der Geheimrat befand sich angesichts dieser ihm keineswegs unbekannten Tatsache in einer nicht geringen Verlegenheit, „… nun, wenn derartige Eingaben von Ihrer Hand vorgelegen haben, so werden sie sich ja zweifelsohne bei den Akten aufhalten und zu finden sein …“

„… Wenn du sie nicht inzwischen in den Ofen steckst und verbrennst!“ dachte der junge Aktuar ebenso naseweis als richtig. „Aber warte, da will ich dir doch gleich einen Strich durch die Rechnung machen!“

Und laut sagte er:

„Verzeihen, Herr Geheimrat, aber ich weiß in der Tat, daß derartige Eingaben des Herrn Forstassessors zu den Akten. gekommen sind!“

Ein sehr böser Blick des Herrn v. Hammelsloh und ein dankbarer des Assessors lohnte den jungen Mann, der nur den letzten mit einem unmerklichen Neigen seines hübschen Kopfes beantwortete.

„Nun,“ sagte der Polizeirat brüsk, „lassen wir einmal alle unnötige Courtoisie beiseite, Herr Assessor, wir haben Grund zu der Annahme gehabt, daß der Inhalt. Ihrer Kasse mit den vorhandenen Belegen nicht stimmte. Da die Kasse jetzt selbst nicht mehr vorhanden ist, so fällt die Möglichkeit fort, diese unsere Annahme auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen. Aber dieses Fehlen der Kasse, dieser etwas … nun sagen wir: unerwartete Einbruch gibt uns wohl auch ein Recht, die ursprünglich für den Fall, daß Ihre Kasse nicht gestimmt hätte, vorgesehene Maßnahme in Anwendung zu bringen und deshalb –“

Er wandte sich an von Hammelsloh.

„Deshalb, lieber Herr Geheimrat –“

„Deshalb,“ setzte der geheime Forstrat die angefangene Rede fort:

„Deshalb suspendiere ich Sie, Herr Assessor, kraft meines Amtes und der mir hierzu erteilten Vollmacht als Vorgesetzter – hiermit von Ihrem Amte!“

Brandt war blaß geworden. Jetzt verbeugte er sich leicht, nahm seinen Hut und wollte gehen.

„Einen Augenblick noch,“ schnarrte der Polizeirat, „Sie wollen uns gefälligst Ihr Ehrenwort geben, Herr Assessor, daß Sie die Grenzen des Fürstentums, solange bis Ihre Angelegenheit entschieden ist, nicht verlassen!“

Der junge von Wendelin grinste abermals: was wollten diese biereifrigen Beamten mit dem Ehrenwort eines Mannes, den sie selbst für einen Spitzbuben hielten?

Der Assessor verstand ihn und zeigte das sofort.

„Ich verpfände mein Ehrenwort, das ich geben kann, weil meine Hand so rein wie mein Gewissen ist, daß ich das Fürstentum nicht verlassen werde, ehe man mir nicht die volle Satisfaktion gegeben hat, auf die ich Anspruch habe! …“

Dann nahm er seinen Hut und stieg hinauf in die Berge.

Fünfzehntes Kapitel.

Ihm Schlosse zu Hohenhain jagten sich seit einiger Zeit die Feste. Die stille Zurückgezogenheit, in der Max VII. seit manchem Jahre lebte, schien ihm plötzlich unerträglich zu sein.

Und er, der Witwer und viel zu sehr durchdrungen war von seiner Souveränität, um auf irgend jemandes Meinung Rücksicht zu nehmen, führte diese Festlichkeiten selber an und verließ keine der Assembleen, Bälle und Redouten eher, als bis sich auch die Komtesse Mataswintha v. Randow zurückzog.

Jener wunderbare Perlenschmuck lag wieder im Schaufenster des Juweliers Abendreiter. Und bei Hofe raunte man von einer furchtbaren Szene, die zwischen dem Fürsten und seiner schönen Freundin dieser Rückgabe des Kleinods vorangegangen war.

Ja, dieser alte Herr schien von einer seltsamen und unbesieglichen Leidenschaft erfaßt, die ihn alles vergessen und nichts anderes mehr sehen ließ, als das flammende Haar und die Alabasterschultern der Komtesse.

Zu dem heutigen Abend war alles, was nur irgend hoffähig war, geladen.

Der berühmte rote Saal, der mit seinen Pilastern aus phrygischem Marmor und der aus Onyxplatten kunstvoll gefügten Decke, die von Gemälden unterbrochen war, in der Tat eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bildete – dieser glänzende Raum war geöffnet, und die Gesellschaft, die sich in ihm erging, suchte in Vornehmheit der Geburt und des Toilettenluxus ihresgleichen.

Der Staatsminister von Böllinghof und der Oberstaatsanwalt von Rasta waren da und verspotteten unter dem Anschein eines sehr ernsthaften Gespräches die Damen des Landadels, die auf ihren Brokatroben von längstvergessenem Schnitt und Muster ihre ganzen Familienjuwelen zur Schau trugen.

Marquart von Beheim, jener müde lächelnde Kavalier von unbestimmbarem Alter, stand neben dem Chef des herzoglichen Zivilkabinetts, Geheimrat von Winnighofen, und sagte eben:

„Und dieses ewige Arbeiten, das wird Ihnen nicht langweilig, Herr Geheimrat?“

Der hohe Beamte, dessen nie eingestandene, aber heimlich desto stärker empfundene Seligkeit es war, wenn er mit Leuten sprechen durfte, die wirkliche blaublütige Ahnen hatten, erwiderte beflissen:

„Im Gegenteil, Herr Baron, ich würde ohne Arbeit einfach umkommen! …“

Der Spieler betrachtete ihn mit unmerklichem Kopfschütteln und dem unausgesprochenen Gedanken, daß diese Arbeitslust doch wohl vorwiegend nur Eigentümlichkeit der Proleten sein dürfte.

Aber der in der Tat sehr kluge von Winnighofen ahnte so etwas und bemühte sich, solchen Situationen absolut nicht gewachsen, das Gespräch mit doppelten Kräften aufrechtzuerhalten.

Seit zwei Tagen war er mit geheimen Berichten seines Herzogs au den Fürsten in Hohenhain, und hier, wo man nicht wußte, daß er früher „Schmidt“ geheißen und seinen Namen nur durch die ausdrückliche Gnade seines herzoglichen Herrn hatte verändern dürfen, frönte er aus allen Kräften seiner Liebhaberei, adelige Beziehungen anzuknüpfen … Vielleicht würde es ihm, der, wie er fest überzeugt war, mit seinen fünfzig Jahren noch eine sehr respektable Figur machte, noch gelingen, aus diesen Kreisen eine Frau zu bekommen. Das heißt, sie mußte vom ältesten Adel sein und Geld sollte sie auch haben.

Während er, solchen Betrachtungen nachhängend, einen Augenblick ins Gewühl sah, hatte sich Herr von Beheim dem Leutnant Hans Kurt angeschlossen, der wieder vollständig geheilt und offenbar in der besten Laune war.

Er kam soeben von Herrn von Hammelsloh, der ihm gerade erzählt hatte, sein intimster Feind, der Forstassessor Brandt, sei heute früh durch ihn selbst seines Amtes entsetzt worden … Der Leutnant hatte sich in der Tat zusammennehmen müssen, um dem Forstrat nicht seine helle Freude darüber allzu sehr merken zu lassen.

Aber den Herrn von Beheim, den forderte Hans Kurt auf, ein Glas Sekt mit ihm zu trinken, auf den schönsten Erfolg, den er seit langer Zeit errungen hätte.

„Wieviel?“ fragte von Beheim, der unter einem Erfolg selbstverständlich einen Spielgewinn verstand.

Das traf bei dem Leutnant zufällig auch zu.

Er hatte in den letzten Nächten im Adelsklub stark hasardiert und durchgängig gewonnen.

Das gab ihm Mut. Und wie er die Komtesse von Randow durch den Saal rauschen sah, verließ er Herrn von Beheim, ohne sich mit der Entschuldigung allzu lange aufzuhalten, und folgte den Spuren seines seines Idols.

Die Komtesse hatte ihn sofort bemerkt.

Und da die Rolle, die sie in diesem Lande und in dieser Gesellschaft spielte, ihr schon anfing langweilig zu werden, ergriff ihr intriganter Geist begierig die Gelegenheit, einige Abwechslung in die graue Öde des Hoflebens hineinzubringen.

Nicht, daß sie etwa eine wirkliche Neigung für den kleinen Leutnant gefühlt hätte; eines derartigen Gefühles war sie wohl überhaupt nicht fähig. Aber der alte Fürst, als dessen Favoritin sie jetzt ganz offen anerkannt und umworben wurde, der imponierte ihr noch viel weniger. Ja mehr noch, er fing an, ihr im höchsten Grade antipathisch zu werden. Seine Schmeicheleien fand sie fad, seine Aufmerksamkeiten nicht freigebig genug, und seine Zärtlichkeiten begannen – – sie schüttelte sich, wenn sie daran dachte!

So war der Boden für die Operationen des kleinen Leutnants wohl vorbereitet.

Und Hans Kurt besaß einen feinen Instinkt für solche Gelegenheiten.

In gemessener Entfernung folgte er der Komtesse durch den Saal, die, von mehreren Kavalieren begleitet, einem Sektbüfett zuschritt. Und er bemerkte wohl, daß seine Bemühungen der schönen Rotblonden auffielen.

Die Komtesse blieb auf halbem Wege stehen, verabschiedete mit einer unnachahmlichen Gebärde ihre Begleiter und verschwand in einem Nebensaal, der zu den fürstlichen Gemächern führte. Hans Kurt ging, obwohl ein stillschweigendes Verbot diese Räume als unzugänglich für die Gäste bezeichnete, ohne sich im geringsten zu besinnen, der Komtesse nach.

In dem roten Zimmer, in das er sie hatte verschwinden sehen, war sie nicht.

Der nächste Raum war ein Lesesalon, der zur Privatbibliothek Max VII. gehörte, ein kleines behagliches Zimmer, mit englischen Ledermöbeln ausgestattet und von einer elektrischen Lampe erhellt, deren Metallschirm mit bunten Glasflüssen inkrustiert war.

In diesem Gemach saß Mataswintha v. Randow, doppelt schön in dieser mattbunten Beleuchtung und las. Oder schien zu lesen.

Aber den Leutnant täuschte ihre gänzlich unbefangene und ahnungslose Pose nicht. Er näherte sich ihr, ließ sich auf die Knie nieder und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Ich habe mich zu lange nach Ihnen gesehnt, Gräfin, als daß ich diesen Moment, der vielleicht niemals wiederkommt, vorübergehen lassen könnte … Sie haben mein Herz zerrissen, als Sie den Schmuck, den meine Armut mir verbot, Ihnen zu Füßen zu legen, von einem andern annahmen. Aber ich kann Ihnen nicht einmal zürnen deshalb. Ich will auch nicht fragen, warum sich die schwarze Perle heute wieder im Schaufenster des Juweliers befindet – ich weiß von alledem nichts und will auch nichts wissen, nur eines, eines sollen Sie mir sagen, ob alle meine Liebe, meine stumme Aufopferung für Sie und die selbstlose Hingabe meines Herzens …“

Mataswintha hatte ihr Buch sinken lassen und ihn mit ihrem schönen undurchdringlichen Gesicht angesehen. Mit einemmale lachte sie hell auf.

„Wenn Sie wüßten, wie drollig Sie sind, Herr Leutnant, mit Ihrer Selbstverleugnung und Ihrem aufopfernden Herzen … Lassen Sie mich einmal Ihren Seelenzustand analysieren! Sie finden mich schön und begehrenswert und gehören zu den Männern, die das, was ihnen begehrenswert dünkt, auch ihr eigen nennen wollen. Das … das finde ich verständig, das muß ich ganz offen sagen! Aber es ist noch ein anderer Faktor in Ihrer Berechnung, und der, mein lieber Herr Leutnant, der könnte Sie unter Umständen täuschen … Ich sage unter Umständen, denn … Sie gehören auch zu den Leuten, Hans Kurt, die manchmal den rechten Moment erwischen …“

Sie sah ihm mit ihren Meeraugen voll ins Gesicht und ihre feinen Nasenflügel vibrierten in einer Empfindung, die der Leutnant zu verstehen glaubte.

Er haschte nach ihrer Hand, um sie zu küssen.

Aber sie zog diese lange, schlanke und doch volle Hand mit den fein gerundeten Fingern zurück und zeigte ihm mit einer drolligen Grimasse ihre rosigen, wunderbar gepflegten Nägel, wie eine Katze, die den Angriff eines Hundes abwehrt.

„Sie sind allzu stürmisch, mein Teurer! Hören Sie erst einmal, was Sie in Ihrer Berechnung, soweit es sich um die Eroberung meiner Wenigkeit handelt, außer acht gelassen haben! … Den kleinen Umstand, daß ich schon geliebt werde … von einem andern – und daß dieser andere nicht nur der erste war, der um mich warb, sondern der erste überhaupt, der *Primus omnium*, ein Fürst! … Ihnen wird bange vor meiner Klassizität, nicht wahr?“

Der Leutnant, dem allmählich anfingen die Knie weh zu tun, senkte mit dem Ausdruck der Bekümmernis das Haupt und benutzte gleichzeitig die Gelegenheit, seinen rechten Arm graziös auf die Sessellehne zu stützen.

„Übrigens,“ meinte die Komtesse, „tun Sie gut, aufzustehen, Hans Kurt! Wenn der Fürst, was ihm niemand verwehren kann, auf den Einfall kommt, mich in seiner Bibliothek zu suchen – er sucht mich nämlich permanent! – – – und er findet Sie hier, in dieser Stellung …“ sie dachte einige Augenblicke nach und sagte dann mit jenem seltsamen Lächeln, das alles offen ließ:

„Nun, vielleicht befördert er Sie dann …“

Aber Hans Kurt stand nicht auf. Er wollte ihr mit seinem Mut imponieren und glaubte auch, daß Mataswinthas Einfluß beim Fürsten heute so groß wäre, daß sie selbst im Falle einer Entdeckung alles wieder ins Gleichgewicht bringen könnte.

Er hatte vielleicht auch ein paar Glas Sekt zu viel getrunken, der junge Krieger, und vergaß deshalb ein wenig seine gewöhnliche Vorsicht.

„Ich gehe nicht von der Stelle, Gräfin, wenn Sie mir nicht wenigstens sagen, was mein Schicksal ist! Ich habe alles versucht! Ich habe geglaubt, daß es mir gelingen würde, Sie zu vergessen! Ich habe mir Mühe gegeben, schlecht von Ihnen zu denken und Sie zu verachten! Und je mehr ich Ihnen innerlich gezürnt habe, je weiter ich mich von Ihnen entfernen wollte, desto stärker und unwiderstehlicher haben Sie mich herangezogen! … Ich sterbe, wenn Sie mich nicht erhören! …“

„Warum denn so tragisch?“ sagte sie spöttisch, aber ihre Stimme hatte die Sicherheit verloren und in ihren Augen begann ein wärmerer Glanz aufzuleuchten, der dem trotz seiner Jugend schon recht erfahrenen Praktiker nicht entging.

Der Durst des Weibes nach Liebe eines Mannes, der ihm an Jugend und Kraft gleich ist, dieses Verlangen, das selbst die raffinierteste Frau eines Tages überkommt, begann den scharfen Verstand der jungen Gräfin einzulullen und zu betäuben.

Und der Leutnant, ebenfalls von der eigenen leidenschaftlichen Lüge hingenommen und sich an dem Feuer seiner Gedanken und Wünsche berauschend,

sank abermals vor ihr nieder, ergriff ihre Hände, die sie ihm jetzt nicht mehr entzog, und bedeckte sie mit stürmischen Küssen.

Eine Weile blieb es still im Gemach, nur das Ticken einer Uhr war hörbar.

Auf einmal sagte die Gräfin:

„Wenn Sie Ihre Rolle bei unserer nächsten Aufführung ebenso vorzüglich spielen, Herr Leutnant, so werden Sie einen Bombenerfolg haben!“

Der Leutnant blickte auf, aber er verstand den plötzlich so harten und gebieterischen Ausdruck ihres Auges, der ihn zum Aufstehen zwingen sollte, nicht. Er wollte ihn vielleicht auch nicht verstehen. Freilich konnte er auch nicht sehen, was die Komtesse, ohne sich im geringsten den Anschein zu geben, daß sie es sah, soeben bemerkt hatte. Er sah nicht, daß im Schatten der Portière eine hohe magere, ein wenig vornüber gebeugte Männergestalt stand und die Szene mit glühenden Augen belauschte.

Und als er es sah, der arme, kleine Hans Kurt, da war es zu spät! Denn noch ehe es ihm gelang, sich zu erheben, ergriff ihn die Hand seines Landesvaters, riß ihn empor und stieß den zu Tode Erschrockenen mit einer Heftigkeit beiseite, deren man den alternden Mann kaum für fähig gehalten hätte.

Wutbebend, leichenblaß und doch keines Wortes mächtig, stand der Leutnant und griff nach dem Degen.

„Lassen Sie die Waffe stecken! … Sie sind verhaftet!“ rief der Fürst heiser.

Doch sich plötzlich besinnend, setzte er hinzu:

„Nein, scheren Sie sich zum Teufel und lassen Sie sich nie wieder hier blicken!“

In diesem Augenblick erschien der Adjutant des Fürsten, der die lauten Stimmen vernommen hatte, in der Tür.

Die Situation ohne weiteres übersehend, stellte er sich zwischen seinen Herrn und den Leutnant.

Der Leutnant zog sich zähneknirschend zurück. Im Fortgehen hörte er noch den Fürsten sagen:

„Madame, packen Sie Ihre Koffer und …“

Das übrige verlor sich in einem hellen Gelächter der Gräfin.

Sechzehntes Kapitel.

Währenddessen zeigte sich die Komtesse im Bibliothekzimmer auch dieser so verwickelten Situation gewachsen.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie, „oder sollten Sie der Meinung sein, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als regierender Fürst das Recht haben, eine schutzlose Frau zu beleidigen? … Was wollen Sie denn von mir? Ich ziehe mich einen Augenblick vom Feste zurück und der Leutnant von und zu dem Walde, den ich für einen scharmanten, liebenswürdigen Kavalier halte, der folgt mir in dieses Zimmer … Wir scherzen miteinander, sprechen von einer Theateraufführung, und im Feuer der Unterhaltung läßt er sich vor mir auf das Knie nieder und küßt meine Hand … Ist das ein Verbrechen? Sehen Sie darin einen Grund, dem armen Menschen durch einen brutalen Stoß seine Ehre auf immer zu vernichten?"

Die Wut des Fürsten war längst verraucht. Und die grenzenlose Sicherheit, mit der die Komtesse ihre Unwahrheiten vorbrachte, erschütterten den Verdacht des Fürsten. Es war ihm jetzt schon so leid, was er getan hatte. Aber viel zu stolz und nicht hochdenkend genug, sein vermeintliches Unrecht von selbst wieder gut zu machen, sagte er mürrisch:

„Ich werde tun, was ich für geraten halte. Der Leutnant von und zu dem Walde hat mich durch sein Benehmen aigriert, und wenn ihm dafür seine Strafe zuteil geworden ist, so hat niemand anders als er selbst sich darüber zu beschweren …"

„Verzeihen Sie," unterbrach die Komtesse Max VII., „verzeihen Sie, mein Fürst!" Ein unendlicher Hohn funkelte in ihren grünen Augen. „Ich bin die unschuldige Ursache dieser häßlichen Begebenheit, meine Schuld ist es, wenn der junge Mann jetzt vielleicht hingeht und sich eine Kugel in den Kopf schießt. Und ich fordere deshalb von Ihnen Gerechtigkeit! Es kann doch nicht schwer für einen Fürsten sein, durch ein Wort das wieder gut zu machen, was man im raschen Unmut gefehlt hat!"

Der Fürst richtete sich aus seiner immer etwas gebückten Haltung steif empor.

„Ein Fürst begeht kein Unrecht, und hat er etwas getan, was seinen Untertanen so erscheint, so wird er selber mit sich darüber fertig werden."

„Dann," sagte die Gräfin, ein paar Schritte vom Tisch forttretend, als wenn sie das Zimmer verlassen wollte, „dann werde ich selbst hingehen und den jungen Offizier um Verzeihung bitten!"

„Das werden Sie nicht tun."

„Ich möchte den sehen, der mich hindern könnte!"

„Ich verbiete es Ihnen."

Sie lachte nur ein leises, spöttisches, silberhelles Gelächter. Aber der ganze Widerstand dieses eigensinnigen und seiner Macht sonst so sehr bewußten Mannes

zerbrach an ihrem Lachen.

„Ich gehe," sagte sie, „und ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich mich bei dieser Gelegenheit auf immer von Ihnen verabschiede …"

Der Fürst fand das Wort der Erwiderung nicht. Nervös an seinem Schnurrbart drehend, wandte er sich, als suche er nach seinem Adjutanten, der sich indessen längst wieder diskret zurückgezogen hatte.

Und wie er bemerkte, daß sie beide allein waren, da bekam seine Stimme etwas Bebendes.

„Mataswintha," flehte er, „sehen Sie denn nicht, wie Sie mich foltern mit Ihrer Kälte? Was will ich denn von Ihnen? Ein bißchen Liebe, ein ganz klein bißchen Liebe! Dafür können Sie haben, was Sie wollen … Aber nicht bloß sagen sollen Sie es mir, daß Sie mir gut sind, auch zeigen! Auch Ihr Herz soll für mich reden! Ich habe ja sonst nichts auf der Welt! Nur Sie! Sie! … Sie und keine andere …"

Er sah eine Weile verloren in das Dämmerlicht des Gemaches hinein, als stiegen die Bilder seines grauen, einsamen Lebens vor ihm auf, dann sagte er mit umflortem Tone:

„Wie ich jung war, da glaubte ich wohl einmal, daß ich liebte und geliebt werde, aber immer wieder habe ich eingesehen, daß diese Liebe nur meiner hohen Stellung und meinem Reichtum galt, ich konnte nicht schöne Worte machen und schmeicheln, wie so viele andre und ich selbst … Nach kurzer Zeit sah ich dann auch immer wieder, daß das, was ich für die Sprache meines eigenen Herzens hielt, nichts andres wie ein flüchtiges Wohlgefallen gewesen war … Dann verheiratete man mich. Meine Frau gebar mir einen Erben, das war das einzige, was mich innerlich mit ihr verband …"

Wieder sah er vor sich hin und fuhr dann, die Hand über die Augen legend, in tiefer Bewegung fort:

„Sechzig Jahre habe ich alt werden müssen, um das kennen zu lernen, was man Liebe nennt … Und nun ich Sie gefunden habe, nun ich weiß, daß Sie die Frau sind, die für mein Leben nötig ist, ohne die das Dasein für mich ganz undenkbar ist, nun muß ich sehen, wie Sie sich dem ersten besten Laffen au den Hals werfen .. Nein, nein, Mataswintha, wehren Sie sich nicht, ich will gar nicht wissen, was Sie mit ihm vorhatten. Es ist ja möglich, daß alles nur ein Scherz war, daß der Handkuß alles war, was Sie ihm bisher gegönnt haben … Und wenn Sie ihm mehr gegeben hätten, wenn er alles von Ihnen empfangen hätte, was Sie an Liebe und Zärtlichkeit haben, das würde ja doch nichts ändern!"

„Entbehren könnte ich Sie deswegen doch nicht! … Verlangen Sie von mir, daß ich meine Fürstenkrone niederlege und irgendwo als Privatmann mit Ihnen lebe. Verlangen Sie, was Sie wollen! Aber bleiben Sie bei mir! … Und wenn Sie mich nicht wirklich lieben können, wenn Ihr Herz es Ihnen unmöglich macht, dann seien Sie wenigstens barmherzig und wenden Ihr Gesicht ab, daß ich nicht sehe, wie Sie mich

hassen … Wenn man so alt wird, wie ich, dann sieht man ein, daß keinem Menschen seine Wünsche jemals ganz erfüllt werden, man begnügt sich mit dem Erreichbaren. Und ich begnüge mich. Mataswintha! Ich will Sie nicht quälen und nicht zuviel von Ihnen verlangen; jeden Wunsch will ich Ihnen erfüllen, aber seien Sie ein bißchen gut zu mir und machen mich nicht ganz unglücklich! …“

Sie reichte ihm die Hand, gegen die er, vor ihr niederfallend, sein heißes, tränennasses Gesicht preßte.

„Und Sie werden dem kleinen Leutnant verzeihen, *mon prince*, und ihn wieder zu sich berufen?“

„Alles, alles, was Sie wollen.“

Nichts als Hohn und Grausamkeit war in ihrem schönen Gesicht, als sie auf den alternden Mann, der vor ihr lag, herniederblickte.

Aber Max VII. sah den Triumph in ihren Blicken nicht. Und als er sich mit ihrer Hilfe vom Teppich erhob, klang ein diskretes Klopfen am Türpfosten hinter der Portiere zu ihnen beiden herein. Unwillig drehte sich der Fürst um.

Der Adjutant, Herr von Pallinski, trat ins Zimmer.

Ehe er noch dem Fürsten seine Meldung machen konnte, sagte die Komtesse:

„Vielleicht ist Herr von Pallinski so freundlich, die Botschaft Seiner Durchlaucht an den Leutnant von und zu dem Walde zu übernehmen.“

Und sich direkt an den Adjutanten wendend, setzte sie hinzu:

„Nachdem ich Seiner Durchlaucht erklärt habe, wie groß das Mißverständnis war, dem der Leutnant vorhin in Ihrem Beisein, Herr von Pallinski, zum Opfer fiel, nimmt unser gütiger Fürst keinen Anstand, dem Betroffenen sein Bedauern aussprechen zu lassen und ihn wiederum an den Hof zu befehlen … Nicht wahr, *mon prince*?“

Sie reichte mit einer Gebärde bezaubernder Anmut ihre mattglänzende Rechte dem Fürsten, der, durch diesen Beweis ihrer Zärtlichkeit ganz hingenommen, in alles willigte.

Nicht eine Miene in dem aristokratischen Gesicht des Adjutanten verriet seine maßlose Überraschung. Er neigte den Kopf, aber anstatt das Zimmer zu verlassen, wandte er sich an Max VII. mit den Worten:

„Ich habe Euer Durchlaucht eine geheime Botschaft zu übermitteln.“

Ein Blick des Fürsten auf die Gräfin, den diese mit ihren faszinierenden Augen fast gebieterisch erwiderte, dann sagte der Fürst:

„Sprechen Sie ruhig, lieber Baron, ich habe vor der Komtesse keine Geheimnisse.“

Ein augenblickliches Schweigen und Zögern von seiten des Adjutanten, in dem Max VII. wohl die Mißbilligung seiner letzten Worte empfand, dann meldete Herr von Pallinski in rein dienstlichem Tone:

„Der Rechtsanwalt und Hofjustitiar Doktor Perkuhn ist in Begleitung Ihrer Durchlaucht soeben hier eingetroffen. Der Professor von Mammerle ist ebenfalls zur Stelle. Die beiden Herren haben den Wunsch, sobald als tunlich von Euer Durchlaucht empfangen zu werden.“

Dem Fürsten war das sichtlich unangenehm … daß er diesen fatalen Familienverhältnissen doch auch nie entrinnen konnte … gerade jetzt, wo er gehofft hatte … Aber gleichviel, die Pflicht rief, und Max VII. tat sich etwas zugute darauf, noch in jedem Augenblick seines Lebens seiner Pflicht genügt zu haben.

Er war jetzt wieder ganz der regierende Fürst, als er sagte:

„Befehlen Sie meine beiden Räte, den Freiherrn und Klaus Stahl von Stahlberg, sofort zu einer wichtigen Konferenz in mein Arbeitszimmer. Die Freifrau von der Gothe soll ebenfalls erscheinen und mit ihr mein Kammerherr, der Baron von Heinersdorf. In zehn Minuten wünsche ich alle diese Personen bei mir zu sehen, denn es soll mit der größten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit in dieser Affäre vorgegangen werden … Ja, noch eins, lieber Herr von Pallinski, der Geheime Kabinettsrat in herzoglich Almiraschen Diensten von Winnighofen ist, wie Sie wissen, seit vorgestern hier anwesend, um über den anderen Teil jener Angelegenheit Bericht zu geben. Auch er soll der Konferenz beiwohnen.“

Ein leichtes Nicken des Fürsten, der Adjutant nahm die Hacken zusammen und entfernte sich salutierend.

„Aber vergessen Sie nicht den armen Hans Kurt!“ rief ihm die Gräfin noch nach. Und sich dann an den schon wieder die Stirn runzelnden Fürsten wendend, fügte sie hinzu:

„Ich kann es nicht ertragen, daß ein Mensch um meinetwillen unglücklich ist, auch Sie sollen es nicht sein, mein Gebieter!“

Und leise den Kopf an seine Schulter lehnend, ließ sie es zu, daß er sie leidenschaftlich umschlang und seine welken Lippen wieder und wieder auf ihr Gesicht drückte.

Siebzehntes Kapitel.

In dem mächtigen Raum, der das Arbeitszimmer des Fürsten bildete, hatten die Diener auf den Girandolen an den Wänden und den vielarmigen Silberleuchtern, die auf dem Tische standen, die duftenden Wachskerzen entzündet.

Hier litt Max VII. die modischen Empfindungen des Gases oder der Elektrizität durchaus nicht.

Die beiden Ersten, die erschienen, waren die Räte. Man hatte sie leicht herbeiholen können, da sie während des Festes in einem der Nebenzimmer am Whisttisch saßen. Der Freiherr von Harteneck, grau und verwittert, wie immer, auch in seinen Gedanken und Empfindungen einer Mumie gleichend, und neben ihm der gemütliche, ewig heitere und stets vom Feuer erleuchtete Klaus von Stahlberg.

Sie unterhielten sich flüsternd über den Grund, aus dem man sie noch in so später Stunde zu Seiner Durchlaucht befohlen hatte, das heißt der Herr von Stahlberg sprach und der Herr von Harteneck hörte ihm zu, nur hin und wieder durch ein Nicken oder Kopfschütteln sein Einverständnis oder das Gegenteil davon andeutend.

Trotzdem oder vielleicht gerade weil sie so entschiedene Gegensätze waren, sah man die beiden alten Herren fast immer beieinander. Keiner von ihnen war bösartig, aber es hätte auch weder der eine noch der andere jemals ein Wort zugunsten eines Menschen zu sagen gewagt, den ihr Fürst mit seiner Ungnade bedachte.

Gleich nach ihnen kam, sehr ernst, sehr würdevoll und sehr geschäftig, der Dr. Perkuhn, der eine große Aktenmappe trug, herein, nahm an dem in der Mitte des Gemachs stehenden großen Tische Platz, nachdem er die beiden Räte mit einer tiefen Verbeugung begrüßt hatte, und sah ein wenig nervös auf seine goldene Uhr.

Dann, wie er Schritte im Vorzimmer hörte, erhob er sich halben Leibes, und sobald der fürstliche Diener die Türflügel aufstieß, ging er dem eintretenden Professor Mammerle, dem Besitzer der ganz in der Nähe der Residenz liegenden Nervenheilanstalt Schwarzenau, entgegen und begrüßte ihn freundschaftlich.

Indem teilten sich die Türflügel wiederum und Manfred von Heinersdorf, der ewig Lächelnde und fein Parfümierte, betrat in seinem schwarzen Samtfrack, in dessen Lüster der Schein der Kerzen reflektierte, das Gemach.

Mit einer Verbeugung, wie sie nur ihm gelang, begrüßte er die Anwesenden und gesellte sich dann instinktiv zu den beiden Räten, die er sofort mit einigen scherzhaften Bemerkungen über das so wohlgelungene Fest und über die heitere Laune der fürstlichen Gäste unterhielt.

Aber er verstummte sofort, als durch die sich jetzt abermals öffnende Tür der Fürst selber und hinter ihm seine Schwiegertochter, die Erbprinzessin, in Begleitung der Freifrau v. Gothe eintraten.

Sämtliche Herren erhoben sich zu einer tiefen Verbeugung, der Fürst aber bat sie mit einer leutseligen Bewegung seiner müden Rechten, wieder Platz zu nehmen.

Die Erbprinzessin, auf die sich die verstohlenen Blicke aller Anwesenden richteten, war tief in Schwarz gekleidet, als wäre sie wirklich die Witwe, die sie in ihrem Herzen vielleicht schon längst zu sein wünschte.

Neben ihr saß die Freiin von der Gothe noch in der tief ausgeschnittenen penséfarbenen Ballrobe, die sie nicht Zeit gehabt hatte, gegen eine andere umzutauschen. Sie hatte einen Spitzenschal um ihre übervollen Schultern gelegt und bat Seine Durchlaucht mit ein paar kurzen, sehr passenden Worten um Entschuldigung für dieses der Gelegenheit allerdings wenig angepaßte Kostüm.

Der Fürst winkte ihr lächelnd und meinte, er hoffe, die Verhandlung würde ja keinesfalls einen so ernsten Charakter annehmen, daß dieses Fest- und Freudenkleid nicht dahin passe. Dann wandte er sich an die Erbprinzessin und sagte mit einer so eisigen Förmlichkeit, daß jedem der Anwesenden der Widerspruch mit dem soeben Gesagten klar wurde:

„Ich danke Euer Hoheit, daß Sie nunmehr, wenn auch erst nach verschiedenen Aufforderungen von unserer Seite, sich entschlossen haben, dahin zurückzukehren, wohin Ihr Pflichtgefühl und Ihr Gewissen Sie längst hätte zurückrufen sollen."

Die Prinzessin wollte etwas erwidern, aber er gebot ihr mit erhobener Hand Schweigen.

„Euer Hoheit werden noch genug Gelegenheit haben, zu reden. Vorläufig vernehmen Sie gefälligst die Beschwerden und Anklagen, welche wir als Euer Fürst gegen Euch vorzubringen haben! … Vorzubringen haben, sage ich, im Namen Eurer gesamten Familie und im Namen des Landes, zu dessen Regentin Ihr dereinst berufen sein solltet. Denn wenn es sich herausstellen würde, daß das, was zu unseren Ohren gekommen ist, der Wahrheit entspricht, wenn Ihr wirklich Eure Ehre als Frau, als Gattin, als Mutter und als Fürstin soweit vergessen haben solltet, dann … dann allerdings werdet ihr kaum jemals Gelegenheit finden, jenen Platz einzunehmen, den unsere in Gott ruhende Gemahlin so viele Jahre zu unserer und unserer Untertanen Freude ausgefüllt hat …

Wir haben vor einiger Zeit die Freiin von der Gothe zu Eurer Hoheit entsandt mit der dringenden Aufforderung, Eure Hoheit solle sich unverzüglich zu ihrem Gatten und zu ihrem Kinde zurückbegeben. Die Antwort Eurer Hoheit auf dieses doch gewiß nur billige Verlangen hat, wie uns mitgeteilt wurde, in einem Hohnlachen bestanden.

Beim Empfang der Freifrau von der Gothe hat diese Dame in Eurer Gesellschaft jenen Menschen gesehen, von dem es heißt, daß er Euch seit Monaten auf Schritt und Tritt begleite, daß Ihr sogar mit ihm zusammen in ein und demselben Hause Wohnung genommen habt …"

„Das ist nicht wahr!" Die Erbprinzessin hatte, ihre stolze Figur hoch aufrichtend, die feinen Knöchel auf den Tisch gestützt, es dem Fürsten laut entgegengerufen.

Der Fürst war ein wenig perplex.

„Sie wollen also jenes so sehr unter Ihrer Würde stehende …“ er suchte nach einem Ausdruck, „Sie wollen also jenes merkwürdige Benehmen in Abrede stellen?“

Die Prinzessin Margarete sah ihm mit ihren großen blauen Augen fest ins Gesicht.

„Ich will nichts leugnen und nichts beschönigen. Was ich getan habe, kann ich vor Gott und meinem Gewissen verantworten. Wenn ein Mensch wie ich durch Jahre hindurch so gemartert und gepeinigt wird, wenn jede noch so natürliche Regung seines Herzens, jedes Lachen und jedes heitere Wort ihm verwehrt wird, und wenn eine Frau, deren natürlicher Schutz doch ihr Gatte sein soll, bei diesem nichts anderes als Mißtrauen, Übelwollen und häßliche, ja selbst gemeine Worte erfährt …“

Ihre Stimme hatte sich erhoben und aus ihren Augen leuchtete tiefste Erregung.

„Wer,“ frage ich, „will es einer solchen Frau verwehren, wenn sie nach einem Herzen sucht, das sie versteht, und sie nicht mehr von dem lassen will, der ihr hilft, und der ihr ein Glück gibt, an das sie selbst schon lange nicht mehr geglaubt hatte?!“

Sie sah von dem Fürsten, um dessen Mund ein kaltes Lächeln spielte, hin zu den übrigen. Aber überall begegnete sie derselben Härte und der absichtlichen Verständnislosigkeit, die ihren suchenden Blick zurückstießen.

Der Rechtsanwalt Perkuhn sah vor sich nieder auf seine Akten. Und so fest sie ihn ins Auge faßte, so sehr sie sich bemühte, seine Aufmerksamkeit jetzt in diesem alles bestimmenden Moment auf sich zu lenken – der Dr. Perkuhn sah nicht auf.

Als er vor einigen Tagen zu ihr hinausgekommen war in ihr Landhaus, da hatte es dieser Matador der Geschmeidigkeit und Überredungskunst verstanden, ihre Besorgnisse hinsichtlich der Rückkehr nach Hohenhain zu zerstreuen. Es hatte ihr nichts genutzt, daß sie nach jener Audienz bei Seiner Majestät dem Kaiser vor ihm geflohen war. Dr. Perkuhn hatte sich an ihre Fersen geheftet und schon am nächsten Morgen, wie sie in ihrem einsamen Landaufenthalt zum Frühstück heraustrat auf ihre Veranda, tauchte sein devotes, von juristischer Beflissenheit triefendes Gesicht vor ihr auf.

Und sie, die jener Brief ihres Geliebten so vorsichtig hätte machen sollen, die nach den Zeilen, welche Hans Lux von Schroppsdorf an sie gerichtet hatte, fest entschlossen gewesen war, nie wieder nach Hohenhain zurückzukehren, sie ließ sich überreden, sie achtete nicht auf die flehentlichen Warnungen ihrer Kammerfrau und begab sich in der Gesellschaft des Justitiars zurück zu ihrem Gatten.

Auf der Heimreise hatte er ihr das Herz förmlich leicht gemacht mit seinen ergebenen Beteuerungen … Nur zurückkehren sollte sie, dann würde alles leicht und in kurzer Zeit geordnet werden! … Sich von dem Ritter von Schroppsdorf für immer zu trennen? – Aber das verlangte ja kein Mensch auf der Welt von ihr! Das einzige, was seitens der regierenden Familie in Hohenhain beansprucht würde, sei eine zeitweilige Trennung und ein wenig Rücksichtnahme auf ihren Gatten, der nicht zum Schaden nun auch noch den Spott ernten wollte.

Der Justitiar hatte an ihr edles Herz und an ihr Gerechtigkeitsgefühl nicht umsonst appelliert. Sie wollte glücklich sein, aber sie wollte nicht, daß andere sich ihretwegen unglücklich fühlen sollten. Und wenn man ihr das ließ, was sie zu ihrem Leben brauchte, wenn sie den einzigen Menschen, den sie auf der Welt hatte, später wiedersehen durfte, dann war sie bereit, auch fernerhin die, ach so schweren Pflichten einer Gattin des Erbprinzen zu erfüllen.

Und nun stand sie inmitten ihrer Ankläger und suchte nach dem vorher so gefügigen Lächeln ihres Verteidigers, nach der Bereitwilligkeit, ihr zu helfen und ihr Recht zu wahren, mit der der Hofjustitiar sie hieher gelockt hatte.

Aber Dr. Perkuhn heftete sein so wandlungsfähiges Gesicht fest auf die purpurfarbene Decke des großen Tisches und vergeblich riefen die Augen der Prinzessin seinen Beistand an. Nach einer kurzen Weile des Schweigens, in der Max VII. seinen längst gefaßten Entschluß nur befestigte, erhob er sich.

„Ich habe," sagte er, „über den Schritt Eurer Hoheit, der, wie Sie selbst zugeben müssen, so sehr gegen gute Sitte und Herkommen verstößt, daß man ihn einer Person von fürstlichem Stande gar nicht zutrauen sollte – ich habe über diesen verhängnisvollen Schritt Eurer Hoheit reiflich und lange nachgedacht. Und je mehr ich darüber nachgedacht habe, desto mehr bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß Eure Hoheit die Pflicht haben, ihrem Gatten und unserem ganzen Lande eine eklatante Genugtuung zu geben. Diese Genugtuung aber kann nur in der vollsten Desavouierung jenes Individuums bestehen, mit dem heute in ganz Europa ein übles Gerücht den Namen Eurer Hoheit in Verbindung bringt."

„Herr v. Winnighofen!"

Er wandte sich an den Geheimen Kabinettsrat, der sich devot erhob.

„Wollen Sie uns gefälligst erzählen, was das Gericht Ihres Heimatlandes über diesen äh … peinlichen Vorfall bisher festgestellt hat!"

Der Geheimrat verbeugte sich tief:

„Wie ich bereits die hohe Ehre hatte, Euer Durchlaucht mitzuteilen, hat die zuständige Militärbehörde den Hauptmann Hans Lux Ritter v. Schroppsdorf vor das Obertribunalgericht Seiner Durchlaucht unseres allergnädigsten Herzogs beschieden. Der anhängig gemachte Prozeß konnte, wie erklärlich, bisher nicht zu Ende geführt werden, doch haben die inzwischen angestellten Ermittelungen ergeben, daß sich Wertsachen im Besitz des Hauptmanns befanden, welche nicht ihm, sondern nachweislich Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin von Hohenhain gehörten …"

Die Prinzessin Margarete, die sich, durch die eisige Behandlung ihres Schwiegervaters geängstigt, zögernd niedergelassen hatte, fuhr wieder von ihrem Sitz empor und rief:

„Und will etwa jemand behaupten, Herr v. Schroppsdorf hätte mir diese Wertsachen gestohlen?! … Ich weiß heute nicht, was von meinem Besitztum sich

momentan in seinen Händen befindet, aber was er auch hat, ich habe es ihm gegeben!“ …

Max VII. sah seine Schwiegertochter mit bösen Augen an und sagte kühl, fast geschäftsmäßig:

„Ich mache Eure Hoheit darauf aufmerksam, daß, wenn Eure Hoheit unsere Verhandlungen durch so unmotivierte und gänzlich unerwünschte Glossen zu stören versuchen, daß wir dann gezwungen sein werden, diese Verhandlungen allein zu führen … vielleicht aber haben Eure Hoheit ein Interesse daran, zu hören, was über Ihr ferneres Schicksal hier beschlossen werden wird.“

Da ließ die Prinzessin ihre Arme mutlos sinken und setzte sich. In diesem Moment sah sie ein, daß alle ihre Verteidigung nutzlos wäre und daß das Bestreben dieser Menschen, die so herzlos und gegen ihre Leiden unempfindlich um sie hersaßen, nichts anderes wollte, als sie und ihren Geliebten verderben.

„Es befindet sich,“ fuhr der Geheime Kabinettsrat fort, „unter den dem Hauptmann von Schroppsdorf abgenommenen Besitztümern im besonderen ein merkwürdig geformter Goldring, dessen Stein ein mit indischen Zeichen gravierter Chrysopras ist. Dieser Ring befand sich, wie uns mitgeteilt wurde, lange Zeit …“

„… im Besitz meiner Schwiegertochter. Gewiß!“ Die Wangen des Fürsten färbten sich mit leichtem Rot. „Also diesen Ring, dieses Juwel, das eines der vielen Brautgeschenke war, die mein Herr Sohn jener Dame gegeben hat,“ er nickte verächtlich zu der Prinzessin hinüber, „selbst dieses Andenken hat sie in die Hände jenes Schurken gelegt!“

Herr von Winnighofen verneigte sich abermals:

„Es ist aber nicht das allein, was die Anklagebehörde dem Ritter von Schroppsdorf zum Vorwurf macht. Jener Herr hat bei seinem letzten Aufenthalt in der Residenz Wechsel im Betrage von 25.000 Mark in Umlauf gesetzt, von denen wir guten Grund haben anzunehmen, er selbst habe die gefälschte Unterschrift der Prinzessin darauf gesetzt.“

„Nein, nein.“ Noch einmal raffte sich die Prinzessin zu einem energischen Protest gegen ihre Widersacher auf. Aber sein strenges Auge auf sie richtend, sagte der Fürst:

„Ist es Ihnen recht Madame, wenn ich die Freifrau von der Gothe ersuche, Sie hinauszubegleiten?“

Da sank die Prinzessin zurück auf ihren Sitz und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie gab es auf, sich zu wehren, weil sie einsah, daß jede Verteidigung nutzlos sei, und daß man, was sie auch immer sagen würde, alles nur dazu benutzte, sie noch mehr zu entwürdigen.

„Also die Untersuchung über die Wechselfälschungsaffäre ist vorläufig noch nicht beendet?“ fragte der Fürst.

„Nein, Euer Durchlaucht“, entgegnete von Winnighofen, „wir gehen in dieser Sache selbstverständlich mit der größten Unparteilichkeit vor, damit niemand uns nachsagen könne, wir hätten bei der Fällung des Urteils einer berechtigten Entrüstung nachgegeben.“

Bei diesen Worten des Geheimen Kabinettsrats blickte der Dr. Perkuhn hinüber zu der, die als Angeschuldigte gewissermaßen hier vor ihren Richtern saß.

Aber die Prinzessin verhüllte noch immer das Gesicht, und der Blick des Hofjustitiars glitt weiter zu dem Kammerherrn hin, der in tadelloser Haltung schweigend neben ihr saß und dem man doch ansah, daß sein feiner, edelmännischer Geist sich sträube gegen diese häßliche Intrige.

„Eure Hoheit,“ begann jetzt Max VII. wieder, „ich habe Sie jetzt noch für einige Minuten um Ihre Aufmerksamkeit zu bitten. Es wird von Ihrer Haltung abhängen, ob Sie diesen Raum als die Gattin meines Herrn Sohnes oder als eine Gefangene verlassen.

Es sind uns Dinge bekannt geworden, die das bürgerliche Gesetz mit dem Namen Verbrechen bezeichnet. Ob und inwieweit Eure Hoheit diesen Dingen nahestehen, läßt sich mit Bestimmtheit momentan noch nicht feststellen. Der Verdacht aber, daß Sie gewissermaßen die Mitschuldige jenes verwerflichen Menschen sind, oder daß Sie sich wenigstens mitschuldig machen, indem Sie seine Schandtaten zu leugnen und zu entschuldigen suchen, dieser Verdacht bleibt bestehen.

Daß die Gattin meines Sohnes, die ihre Fehler einsieht und bereit ist, in den Schoß der Familie zurückzukehren und alle ihre Entschließungen von dem Willen ihres Galten oder des Landesherrn abhängig zu machen – daß eine Frau, die somit berufen ist, später einmal an der Seite meines Sohnes auf dem Thron unserer Väter zu sitzen, ein Verbrechen begeht, ist undenkbar.

Wohl aber ist der Fall möglich, daß Dinge, wie sie hier geschehen sind, bei Menschen vorkommen, deren Verstand zerrüttet, deren Geist umnachtet ist. Und diesem schrecklichen Schicksal unterliegen manchmal auch diejenigen, die durch Gottes Gnade dazu berufen sind, zu herrschen und zu regieren. Wir hoffen und wünschen nicht, daß ein so trauriger Fall sich in unserem Herrscherhause ereignen könnte. Aber ergeben in den Willen des Höchsten, sind wir gefaßt, auch schwere Schicksale auf uns zu nehmen und die Folgen solch trüber Erscheinungen mit zu tragen …

Haben Eure Hoheit mich jetzt verstanden?“

Die Prinzessin hatte die Hände vom Gesicht sinken lassen, mit großen geisterhaften Augen blickte sie ins Leere. Und es dauerte lange, ehe sie die Kraft fand, zu reden.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie dann mit müder, verschleierter Stimme, „ich weiß nicht, was man von mir will …“

„Sie wissen das nicht?“ Max VII. erregte sich zusehends. „Nun, so will ich es Ihnen noch einmal und recht deutlich sagen:

Sie haben sich zu erklären, und zwar jetzt in diesem Augenblicke, welchen Weg Sie gehen wollen, Prinzessin! Zurück in das Haus Ihres Gatten, wo Sie durch treue Pflichterfüllung und weibliche Ergebenheit Ihre Fehler sühnen wollen, oder in ein anderes Haus, dessen feste Mauern es Ihnen unmöglich machen werden, jemals wieder ähnliche Wege zu betreten, wie die, die Sie zu so bedauerlichen Eheirrungen geführt haben.“

Da bäumte sich noch einmal der starke Wille des Weibes, zu lieben und seine Liebe zu verteidigen, in der Erbprinzessin auf.

„Sie wollen mich also für verrückt erklären?“ fragte sie und es klang beinahe wie ein Lachen. „Nachdem Sie mich durch Kunstgriffe aller Art mit Hilfe dieses erbärmlichen Menschen da“ – sie zeigte auf den Hofjustitiar, der mit einem faden Lächeln zur Seite blickte, „haben hierherlocken lassen, und nachdem Sie mir in jeder Weise freies Geleit zugesichert haben … denn dieser Mensch hat mir ausdrücklich versprochen, daß man mich hier nicht festhalten wird und daß man mich zu nichts zwingen will, was meinen eigenen Ansichten zuwiderläuft … da wollen Sie mich trotzdem dazu zwingen, wieder zurückzukehren in das Haus jenes Menschen, den ich nur mit Abscheu meinen Gatten nennen kann? … Und wenn ich nicht mich erniedrige? … Wenn ich meine weibliche Ehre und mein Herz nicht dazu hergebe, daß man es auch fernerhin mit Füßen tritt … dann wollen Sie mich ins Irrenhaus stecken, nicht wahr?! … Aber ich sage Ihnen, ehe ich das tue, was Sie wollen, da … da, Sie werden sehen. was ich tue! …“

Und aufspringend, stürzte die Prinzessin an den Sitzenden vorbei nach dem geöffneten hochliegenden Fenster hin, mit der offenbaren Absicht hinauszuspringen.

Schon stand sie auf der Fensterbank, raffte ihr Kleid empor, als der Kabinettsrat von Winnighofen, der am nächsten saß, hinzusprang und sie zurückzog.

Der Fürst in höchster Erregung kam mit der Freiin von der Gothe jetzt auch dazu und, sich an die andern Herrschaften, die sich ebenfalls in großer Aufregung von ihren Sitzen erhoben hatten, wendend, sagte er:

„Sie sehen ein, Messieurs, daß sich meine Voraussicht leider nicht betrogen hat! Der Zustand Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin ist, wie sich soeben deutlich gezeigt hat, leider schon ein so bedrohlicher, daß es geraten sein dürfte, die weitesten Schutzmaßregeln zur Sicherung Ihrer Hoheit zu treffen … Ich habe nicht umsonst Herrn Professor Mammerle an unserer Konferenz teilnehmen lassen, wie ich denn überhaupt durch die Hinzuziehung der verschiedensten Persönlichkeiten aus den uns nahestehenden Kreisen dafür sorgen wollte, daß die hier gefaßten Entschließungen den Charakter der Unparteilichkeit im vollen Maße bewahren. Und so frage ich denn Sie, Herr Professor Mammerle, zu welchem Resultat Ihre Beobachtungen während der letzten Stunde Sie geführt haben? … Sind Sie der Ansicht, daß wir Ihre Hoheit die

Frau Erbprinzessin auch fernerhin ohne Schutz und besondere Aufsicht sich selbst überlassen dürfen?“

Der Psychiater besann sich eine Weile, dann sagte er:

„Ein abschließendes Urteil mir zu bilden, dazu bot diese kurze Zeit, in der ich Gelegenheit hatte, Ihre Hoheit zu beobachten, mir noch nicht die rechte Handhabe. Was ich aber gesehen habe, läßt immerhin den Schluß zu, daß Ihre Hoheit durch mancherlei schwere und das Seelenleben eines Weibes besonders hart mitnehmende Aufregungen sich momentan in einem Zustande der Exaltiertheit befindet, welche eine immer wache Fürsorge und stete Aufmerksamkeit durchaus nötig macht. Anderseits bin ich überzeugt, daß ich jetzt schon die Hoffnung aussprechen darf, Ihre Hoheit, die Frau Erbprinzessin, wird sich in kurzer Zeit von diesen Gemütsbewegungen erholt haben und wird dann wieder imstande sein, ihre Entschließungen selbständig und ohne jede Vormundschaft zu treffen. Vorläufig muß ich dringend die absoluteste Ruhe für die hohe Patientin befürworten. Selbst die kleinste Aufregung kann hier nur schädlich wirken und man wird darauf bedacht sein müssen, einen Ort absolutester Stille und Zurückgezogenheit ausfindig zu machen, wo Ihre Hoheit verweilen kann, bis sie sich wieder im vollen Besitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte befindet …“

In diesem Augenblick begann die Prinzessin Margarete, die neben der sich um sie bemühenden Freifrau von der Gothe schluchzend an der Wand gelehnt hatte, heftig zu schreien:

„Nein, nein! Ich will nicht, ihr sollt mich nicht lebendig begraben, ich will mich nicht von euch gefangen nehmen lassen! Ich will nicht … Ihr wollt mich nur töten! … Weiter wollt ihr nichts! Aber ich will nicht, ich will nicht … Laßt mich los! … los! …“

Und sie rang mit der Freifrau, die sie mit ihren mächtigen Armen kaum zu halten vermochte.

Der Professor Mammerle sprang hinzu und suchte die sich in rasender Aufgeregtheit Windende zu beruhigen, aber auch ihm gelang das nicht. Diener mußten herbeigeholt werden und sie hielten die Prinzessin fest, bis die Wärterinnen der Irrenanstalt anlangten und die Prinzessin in geschlossener Kutsche wegtransportiert wurde. – –

* * *

In der Nacht, die jener für den Forstassessor Brandt so peinlichen Kassenrevision voraufging, begab sich Graf Werner von Burgsdorf, der Oberlandjägermeister des Fürsten, schon um zwei Uhr in den Wald. Nur von seinem Pudelpointer Hasso begleitet, stieg er hinauf in die Berge, um einer Fährte nachzuspüren, die ihn auf seinen einsamen Birschgängen an den Tagen vorher auf das lebhafteste interessiert hatte.

In den hohen Tannen war es, obwohl der Tag im Osten schon graute, noch tiefe Nacht und der Oberjägermeister, der mit seiner mächtigen Figur keine Mühe scheute, hatte es manchmal schwer, die ihm doch so wohlbekannten Waldpfade einzuhalten.

In einer Schlucht, die ein Bergwasser durchrann, hatte er eine Fährte gespürt, die er als erfahrener Jäger, trotz allen Zweifels, den er in das Vorkommen eines solchen Wildes in hiesiger Gegend setzen mußte, für den Tritt eines Luchses anzusprechen geneigt war … Es konnte ja auch ein starker Wildkater sein, der dort gewechselt hatte, aber der Tritt war zu stark, und an verschiedenen Stellen niedergerissene Rehe, deren Auffindung seine Förster ihm gemeldet hatten, bestätigten ihn in der Vermutung, daß wirklich eines jener prächtigen und in Deutschland so seltenen Raubtiere sich in diesem Revier aufhielte.

Bisher hatten alle seine Versuche, den Luchs auf der Birsche zur Strecke zu bringen, noch nicht zu einem Resultat geführt. Aber den Ausweg, die Bestie durch ein großes Treiben einzutreiben und so abzuschließen, verwarf er vorläufig noch. Einmal konnte das Tier ihm durch die Lässigkeit eines schlechten Schützen oder durch die Angst der Treiber dabei leicht entgehen und zum anderen war der Oberlandjägermeister überhaupt kein Freund von diesen Massenjagden. Er streckte sein Wild am liebsten allein, wenn er sich mit seinem treuen Hunde in der verschwiegenen Stille des Waldes auf der Suche befand. Und so schlich er denn, seine Füße mit der größten Behutsamkeit auf den feuchten Waldboden niedersetzend, durch die Finsternis dahin. Hinter ihm, die Nase am Knie seines Herrn, Hasso, dessen Fähigkeiten unbegrenzt und dessen Mut und Treue in manch hartem Rencontre mit Raubwild und sogar mit Wildschützen erprobt war.

Plötzlich merkte der Graf, daß sein Hund ihm nicht mehr folgte.

Sich vorsichtig umdrehend, sahen seine scharfen und nun auch an die Dunkelheit gewöhnten Augen den Pudelpointer, wie zu Erz geworden, unter einer Eiche stehen, zu deren Krone er den bärtigen Kopf erhoben hatte.

Hinaufblickend suchte der Oberlandjägermeister in dem Blattgewirr, aber das Laub war zu dicht. Wohl ballte es sich hier und da, daß es aussah, wie wenn ein großes Tier in den Ästen hänge, aber ein Ziel für den erhobenen Büchsenlauf bot sich nicht, auch wäre es schwer gewesen, Korn und Visier bei der noch immer herrschenden Dunkelheit zusammenzubringen.

Eine ganze Weile stand der Oberjägermeister regungslos, das Gewehr am Kopf. Dann aber die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsehend, kam er auf die Idee, das nach dem Benehmen seines Hundes zweifellos in der Eiche aufgebaumte Wild durch ein Geräusch herauszubringen.

Er trat absichtlich hart auf und gleich darauf klang aus der Höhe ein leises Knurren hernieder, dem Hasso gereizt antwortete. Eine Sekunde noch und wie ein mächtiger Ball, den eine unsichtbare Hand durch die Luft geschleudert, flog es über den Oberlandjägermeister dahin und verschwand in dem finsteren Tannicht.

Ein unterdrückter Fluch folgte dem Flüchtigen.

„Wenn ich nur wenigstens wüßte, was es ist," sagte der Oberjägermeister, „aber schließlich lohnt ein strammer Wildkater ja auch der Mühe! … Jedenfalls werde ich hier eine Zeitlang warten, bis er sich wieder ein Ruheplätzchen ausgesucht hat, die Spur kann mir jetzt nicht mehr entgehen …"

Und der Oberlandjägermeister nahm vorsichtig seinen Jagdstuhl aus dem Ranzen und setzte sich am Fuß der Eiche nieder mit der berufsmäßigen Geduld des Jägers, der es gewohnt ist, Stunden und Stunden im stummen Zwiegespräch mit der Natur zuzubringen, ohne eine andere Abwechslung, als das ewig wechselnde Bild der Naturerscheinungen sie bietet.

Allmählich sickerte das Licht durch Blätter und Nadeln, eine braune Dämmerung floß durch das Gezweige, goldig schimmernd, und in ihr stiegen die Dünste des Bodens empor und sank langsam die Wärme des jungen Tages hernieder.

Der Oberlandjägermeister hatte diesem Lichterspiel, diesem Kampf der Sonnenstrahlen mit der Finsternis, wohl tausendmal zugesehen, und immer wieder griff es an sein Jägerherz, immer von neuem tranken seine Augen die Lieblichkeit, mit der der Herbstmorgen sich in Wald und Flur niederließ.

Allmählich sank das Licht tiefer und tiefer, der Oberlandjägermeister erhob sich und legte den Hund vorsichtig an die Fährte.

„Langsam, mein Hund, langsam!"

Hasso, der sich sofort scharf ins Zeug legte, ging, die Nase am Boden, durch Unterholz und Gestrüpp vorwärts. Nur seine brillante Disziplin zügelte den Eifer des edlen Hundes, der vor Beginn brannte, an den Feind zu kommen.

So schnell er konnte, folgte ihm der Graf.

Nach einigen tausend Schritten stand Hasso vor einem Lichten, fast undurchdringlichen Wacholdergestrüpp.

Der Weidmann hetzte ihn an.

„Hui, faß, hui, faß!"

Und das Tier, dessen zottigem Behang die Dornen und Nadeln nicht viel anhaben konnten, bahnte sich seinen Weg in das Dickicht.

Der Oberjägermeister war etwas zurückgegangen und hatte mehr seitwärts Stellung genommen, aber er hatte kaum Posto gefaßt, da prellte mit einem gewaltigen Sprung der Luchs, ein rotbraunes Exemplar von seltener Größe, dessen Fell einen silbrigen Glanz hatte, heraus.

Der Oberjägermeister schoß beide Läufe seiner Doppelbüchse ab und er hatte die Freude, zu sehen, daß das Wild beim zweiten Schuß stark zeichnete.

Sofort suchte er den Anschuß, fand Schnitthaare und, wie er es bei seinem kleinkalibrigen Gewehr stets gewohnt war, etwa zehn Schritte weiter auch reichlichen

Schweiß. In hellroten Tropfen lief die Schweißspur über das grüne Moos, verlor sich bald einmal, wurde aber von dem absolut sicheren „Hasso“ immer wieder aufgenommen.

Der Oberjägermeister zauderte. Nach altem Jägerbrauch wäre es am Ende richtig gewesen, den Luchs erst gehörig krank werden zu lassen und zu warten, bis er sich im Wundbett niedergetan hätte. Aber bei diesen großen Katzen erschien ihm der Erfolg solcher Maßregel zweifelhaft. Das Wild war zu flüchtig abgegangen, als daß man nicht hätte vermuten sollen, es würde nicht auch noch weiter, vielleicht sogar über die Grenze kommen. Während so, wenn der Schuß, wie der Oberjägermeister hoffte, das „Geräusch“ (Lunge) getroffen hatte, es vielleicht möglich sein würde, den Luchs durch den Hund stellen und verbellen zu lassen. Umsomehr als diese Wildart ihrer Gewohnheit gemäß gern aufbaumt und sich in der luftigen Höhe sicher wähnt.

So nahm der Oberjägermeister denn die Verfolgung auf und ließ den Hund mit dem Anruf „*Allons*, such’ schön! Wo ist der Luchs, mein Hund? *Allons!*“ voraufgehen.

Der Pudelpointer, der in Downlage, die Nase an der Fährte und die Augen auf seinen Herrn gerichtet, dalag, schnellte wie eine Feder vom Boden empor und war in Sekundenschnelle seinem Herrn aus den Augen. Der Oberjägermeister ging langsam nach, immer gespannt aufhorchend, ob nicht das Jiffjaff seines Hundes sein Ohr träfe, aber er wartete und wartete, nichts ließ sich hören.

So schritt er denn, so gut es ihm möglich war, Hassos Fährte verfolgend, vorwärts. Es war jetzt im Walde ganz hell geworden. Und die Vögel, die vorher nur ihre lieben Stimmen geprobt hatten, sangen in vollen Chören. Durch die Tannen glühte die Morgensonne, und ein verschwiegener Jubel, ein Sehnen nach Licht und Leben erfüllte die ganze Natur.

Immer wieder horchte der Oberjägermeister in die Ferne, aber kein Hundegebell ließ sich vernehmen.

Immer vorwärtsdringend kam Werner von Burgsdorf jetzt dem Rand der Lichtung nahe, in deren Mitte die tausendjährige Eiche ihre mächtigen Äste breitete.

Und wie er hinaustrat aus den Stämmen, da sah er dort am Fuße der alten Eiche etwas, was ihn fast zu Stein werden ließ.

Dort lag ein Mensch mit ausgebreiteten Armen, als umfasse er die Riesenwurzel, welche die Eiche weit in den Moosboden hineinsendete, das Gesicht auf dem Boden. Und als der Graf bestürzt näher trat und den Körper, aus dem an Brust und Rücken das Blut hervorquoll, betrachtete, da murmelte er leise:

„Mein Gott, ist das nicht – Brandt?“

Rasch drehte er den von der Kugel in die Brust Getroffenen herum, und das kaltbleiche Antlitz des Forstassessors starrte ihm entgegen.

Er riß ihm die Joppe an der Brust auf, legte sein Ohr an den noch warmen Körper und hörte mit einem Gefühl unendlicher Befriedigung, daß das Herz da drin, wenn

auch nur schwach und in langen Intervallen, immer doch noch klopfte.

Seine Feldflasche aus der Tasche ziehend, öffnete er dem Bewußtlosen die Lippen und goß zwischen die fest aufeinander gebissenen Zähne etwas Kognak.

Da machte der Verwundete sacht den Mund auf.

Und nun träufelte ihm der Graf noch einen tüchtigen Schluck des belebenden Getränkes ein.

Die Farbe kam langsam wieder in die Wangen des regungslos Daliegenden, die Augenlider gingen ein ganz wenig voneinander, um sich gleich darauf wieder fest zu schließen, und während der Graf ihn gespannt beobachtete, fand sein Auge noch Zeit, den kleinen Revolver wahrzunehmen, den er schon früher bei Brandt gesehen hatte und der jetzt in der Moosmulde nicht weit von dem Erschossenen lag.

Der Graf hatte noch keine Ahnung von dem bösen Geschick, das den Assessor in der Frühe dieses Tages getroffen hatte. Sein erster Gedanke war, Brandt habe selbst Hand an sich gelegt, und umsonst suchte sein Verstand nach einem vernünftigen Grunde für den jähen Entschluß dieses sonst so gesunden, lebensfrischen und niemals schwermütig gewesenen Mannes.

Dann aber wurde der Oberjägermeister darauf aufmerksam, daß die Kugel nicht nur einen Einschuß, sondern auch einen Ausschuß zeigte … sollte diese kleine, wenn auch gut gebaute Waffe eine derartige Durchschlagskraft besitzen? … Damit stiegen ihm Zweifel an dem Selbstmord auf.

Aber wie er so vor dem Verwundeten kniend hin und her dachte und vergeblich nach einem neuen Lebenszeichen spähte, da fand er mit Recht, daß in diesem Moment jede andere Überlegung töricht sei und daß es sich hier nur darum handeln könnte, so schnell als möglich Hilfe zu schaffen.

Einen Augenblick dachte er noch an den Luchs und an seinen Hund, der, wie es die Gewohnheit des braven Tieres war, dem Feinde unermüdlich folgte, dann eilte er, so schnell es ihm möglich wer, zurück, talabwärts. Und da er das Glück hatte, auf seinem Wege einigen Holzarbeitern zu begegnen, ließ er aus Tannenästen sofort eine Tragbahre machen und den Verwundeten, der, als man ihn auf die Bahre legte, stöhnend zum Bewußtsein erwachte, hinunterschaffen nach Hohenhain in seine Wohnung.

Achtzehntes Kapitel.

In der Gaststube im Hirschen war heute der Frühschoppen, zu dem sich ein großer Teil der Schloßbedienten an jedem Tage versammelte, schon fast vorüber.

Nur noch ein paar Bereiter aus den fürstlichen Ställen saßen da und plauderten mit dem Leibjäger des Erbprinzen, Martin Glauchau.

Der aber war mit seiner Aufmerksamkeit nicht recht bei dem Gespräch. Der sah fortwährend nach der Tür und erwartete offen bar jemand. Es dauerte auch gar nicht lange, so trat der, auf den er wartete, herein.

Der Förster, dessen braunes Gesicht heute ein wenig fahler als sonst schien, setzte sich mit stummem Gruß neben den Leibjäger, aber dieser, an das wortkarge Benehmen seines Bekannten gewöhnt, wußte deshalb immer noch nicht, wie er mit ihm daran war.

Erst als er eine leise Frage getan, die Hans Geratewohl mit einem stummen Kopfnicken bejahte, war der Leibjäger seiner Sache sicher.

Nun schrie er laut, die Annemarie, die bereits wieder in der Küche verschwunden war, sollte hereinkommen.

„No, was gibt’s denn? … Was hat denn der Herr Schreihals schon wieder?“ sagte sie, den Arm in die pralle Hüfte stemmend und vom Schanktische zu den beiden herübersehend.

„Wein sollst bringen … Und vom besten, den dein Wirt im Keller hat!“

Die Annemarie lachte spöttisch.

„Du machst ja ’n recht G’spreizten heut’! … Euer Herr hat wohl was in den Buchsen stecken lassen?“

Wütend sprang der Leibjäger auf und wollte zu ihr hin. Aber der Förster legte ihm seine Hand auf den Arm.

„Bleib’ doch,“ sagte er brummig, „hast Wichtigeres zu tun, als mit der Dirn zu streiten!“

Der Leibjäger setzte sich wieder hin, aber drohte hinüber zu dem Mädchen und rief:

„Mach’, daß du uns Wein bringst, du … oder ich werd’ dich!“

Heiter lachend ging das Mädel hinab in den Keller. Auch die Stallbedienten waren gegangen und so blieben die beiden Jäger allein in der Gaststube.

„Hast ’n geschafft?“ fragte Martin Glauchau.

Der Förster zuckte die Achseln, als wollte er sagen, das hätte für ihn keine Schwierigkeiten.

„Du weißt doch, meine Kugel trifft immer …“

Der Leibjäger nickte.

„Brav von dir! … Der soll uns nicht mehr abfangen, wenn wir unsere Hirsche schießen!“

„Und du?“ fragte der Förster, „hast das deinige getan?“

Der Leibjäger umging die Antwort, fing wieder von dem vorigen an.

„Ist er auch ganz sicher hin? … So ein Ding wirft manchmal einen um und nachher steht er doch wieder auf. Und der Mund, wo man gedacht hat, es kommt kein Schnaufer mehr raus, redet wieder und bringt einen ins Unglück.“

Der Förster machte nur eine stumme Handbewegung, dann kam er eigensinnig wieder auf seine Frage zurück:

„Und was hast du getan? …. Ist es gegangen? … Du weißt doch, halbpart, Martin!“

„Ja, ja …“ Des Leibjägers Auge wandte sich unsicher von dem Gefährten ab und in sein Gesicht, das voll Verschlagenheit und List war, trat ein abwehrendes Lächeln. „Natürlich teilen wir, das ist ja so ausgemacht … Aber hier hab ich’s nicht, komm’ heut’ abends, du weißt schon, hinten an den alten Wald beim Schloß, da sollst dein Teil kriegen …“

Die Miene des langen Haus verfinsterte sich zusehends. Und den andern mit zornigen Augen anblickend, sagte er gedämpft:

„Du gelt, wenn d’ denkst, kannst mich mit leeren Worten abspeisen, dann irrst! … Ich hab mein Teil getan und ich will auch mein Anteil am Lohn haben! … Mir kannst nichts vormachen mit deiner Fuchsenschlauheit …“

Der andere suchte ihn zu begütigen …

Er sollte doch nur nicht glauben, daß er ein Betrüger wäre, es wäre ja doch genug Geld da und kämen auf jeden immer noch ihre zweitausend Taler … „So sehr eilt es doch nicht!“

„G’wiß,“ meinte der andere, immer erregter werdend, „g’rade eilt’s! … Du weißt, daß ich fort will übers Wasser! … Oder meinst, daß ich mich aufknüpfen lassen will deinetwegen!! … Für Geld hab’ ich’s ’tan und mein Geld will ich haben!“

Der andere blieb hartnäckig:

„Sollst du auch, nur abwarten mußt! … Meinst denn, ich werde das viele Geld immer bei mir tragen, damit ich’s aus Versehen aus der Tasche zieh’? und verrat’ mich? …“

Die Augen des Försters funkelten wie die einer Katze.

„Und ich sag’ dir, Martin, wenn du mir mein Geld nicht gibst, hier am Platz, dann bereust du’s … Dann geh’ i jetzt hin zum Gericht und sag’, daß mich der Brandt ’troffen hat beim Wildern, und daß ich ihn erschossen hab’ in der Notwehr … Aber von dir sag’ ich, daß d’ die Kassen leer gemacht hast …“

Der andere verfärbte sich. Er kannte seinen Kumpan und wußte, daß dessen jähem, entschlossenem Charakter selbst das Tollste zuzutrauen war. Und er begann mit grimmigem Bedauern einzusehen, daß es ihm nicht gelingen würde, die ganze Beute für sich zu behalten.

„Wie viel willst denn haben?“ fragte er zögernd.

„Red’ nicht so dumm und gib mir mein Anteil!“

„Also tausend Taler?“

„Zweitausend!“

„Soviel hab’ ich nicht bei mir.“

„Lüge!“

„Ich lüge nicht!“

„Doch, du lügst dir in deinen eigenen schwarzen Hals hinein!“

„Na!“

„Und ich sag’ dir zum letztenmal, Martin, mein Geld her oder du bereust es.“

Martin Glauchau fing jetzt an ein langes und breites über das, was sie miteinander abgemacht hätten, zu erzählen. Davon, daß der andere die ganze Hälfte kriegen sollte, sei gar keine Rede gewesen … einem Hirschen eins aufs Blatt brennen, das ist doch kein Kunststück! … Und ist ’n Mensch besser wie ’n Hirsch? Der Förster soll zufrieden sein, wenn er ihm tausend Taler gäb’, für das bißchen Fingerkrummmachen wär’s lange genug …

Indem kam die Annemarie, die irgendwo aufgehalten worden war, in die Stube und brachte den Wein.

Die beiden Männer waren so miteinander beschäftigt, daß sie ihrer gar nicht achteten. Aber das Mädel hatte heute seinen spaßigen Tag.

„Na, du Hans ohne Grund,“ sagte sie, als die beiden gar nicht daran dachten, sich Wein einzuschenken, „warum trinkst du nit? Hast doch erst solch breiten Schnabel gehabt! …“

Aber der Förster starrte finster vor sich hin und Martin Glauchau hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt und wiegte eigensinnig seinen schwarzen Kopf.

Der Leibjäger sann, wie er das Mädel wieder entfernen konnte, aber ehe ihm noch etwas einfiel, sagte der Förster, ohne auch nur seine Stimme allzu sehr zu dämpfen:

„Ich sag’s dir zum letztenmale, Martin, entweder du gibst mir, was ausgemacht ist, oder ich gehe jetzt gleich hin und tue, was ich dir gesagt habe!“

Nun fiel dem Schlauen an seiner Seite erst ein, daß die Anwesenheit der Kellnerin ja gerade erst recht vorteilhaft für ihn wäre; sich an Hans Geratewohls Ohr neigend, flüsterte er:

„Aber ich kann dir doch hier in der Kneipe das Geld nicht geben … Komm doch mit raus in den Wald, da machen wir alles ab miteinander …“

Der Förster war für nichts zu haben.

„Hier, hier will ich mein Geld! Du kannst es mir unterm Tisch geben! … Die Annemarie schert sich den Teufel drum! …“

Aber er irrte sich. Zwar stand das Mädel abgewandt und putzte die Flaschen im Bord mit ihrem Tuche ab, aber hellhörig und schlau, wie sie war, hatte das merkwürdige Benehmen der beiden längst ihren Argwohn wachgerufen. Und obwohl die anderen nur ganz leise redeten, entging ihr doch kein Wort, und was sie nicht verstand, das reimte sie sich zusammen.

Der Leibjäger ahnte das. Sich erhebend stieß er hervor:

„Was du willst, kann ich nicht, Hans! Komm mit raus, wir werden schon einig! …“

Und er wollte gehen. Doch in dem Augenblick packte ihn die Faust des Försters beim Ärmel und riß ihn zurück. Er wehrte sich und nun wurden sie handgemein und begannen zu ringen. Die Annemarie schrie, sie sollten ablassen voneinander, versuchte auch, den bald die Oberhand gewinnenden Hans Geratewohl zurückzureißen, aber von einem Fußtritt des Försters ans Knie getroffen, lief sie hinkend hinaus, um den Wirt zur Hilfe zu holen.

Sobald Martin Glauchau merkte, daß er seinem weit kräftigeren Gegner unterliegen würde, versuchte er, sein Weidmesser aus der Tasche zu ziehen. Und es gelang ihm, den Nickfänger zu fassen und aufzumachen.

Doch Hans Geratewohl nahm sich in acht, er packte die Messerhand, drehte sie dem Leibjäger fast aus dem Gelenk und betäubte seinen Gegner gleichzeitig durch einen fürchterlichen Faustschlag, der Martin Glauchau zwischen die Augen traf.

Dann riß er jenem die Joppe auf, suchte und fand die Brieftasche mit dem Gelde und entfloh.

Neunzehntes Kapitel.

Der Hauptmann von Schroppsdorf saß in seinem Gefängnis, als er eines Morgens eine gerichtliche Zustellung erhielt, laut der binnen drei Tagen der Termin zur Hauptverhandlung in seinem Prozeß anberaumt war.

Da man den Brief, den Hans Lux von Schroppsdorf mit Hilfe des alten Bade an die Erbprinzessin hatte gelangen lassen, bei dieser gefunden hatte, so war nach einem kurzen Verhör mit dem Hauptmann, bei dem dieser jede Auskunft verweigerte, der Sergeant seines Postens als Wärter bei dem Gefangenen enthoben worden.

Der nächste, dem man diesen Posten übertrug, zeigte sich jeder Annäherung absolut unzugänglich, und Hans Lux saß vier bange Wochen in vollster Ungewißheit über das Schicksal der Frau, die er liebte.

So kam es, daß er trotz der offenbaren Rechtsunsicherheit, die für ihn aus der überhasteten Art und Weise hervorging, in der man gegen ihn prozessierte, erlöst aufatmete, daß nun sein Schicksal entschieden werden und er damit auch wieder die Möglichkeit haben sollte, für die Prinzessin einzutreten.

Denn daß man ihn verurteilen könnte, daran dachte er nicht einen Augenblick. worauf hin denn? Er hatte ja nichts begangen! Einer verfolgten, schutzlosen Frau hatte er sich angenommen, und als sie, die er vom ersten Augenblick an geliebt hatte, ihm ihr Herz entgegentrug, da hatte er dieses süße Geschenk mit Entzücken angenommen. Ein Verbrechen konnte das doch nicht sein. Oder war der hohe Rang seiner Geliebten wirklich etwas, weswegen man ihn ins Gefängnis werfen und zu entehrender Strafe verurteilen konnte?

Verhöre waren eigentlich nur zweimal mit ihm angestellt worden. Zuerst, als man ihn mit Gewalt dazu bringen wollte, seine Beziehungen zu der Prinzessin zu Protokoll zu geben, bis in die Details hinein, und dieses Protokoll selbst zu unterschreiben.

Dessen hatte er sich entschieden geweigert.

Dann führte man ihn abermals in das Zimmer des Generalprokurators, um ihm dort einige Wechsel vorzulegen, die, über hohe Summen lautend, die Unterschrift der Erbprinzessin zeigten.

Ob diese Wechsel in der Tat von ihr unterschrieben wären? … Die Handschrift weise eine gewisse Ähnlichkeit mit der des ersten Giranten auf!

Der Hauptmann zuckte nur die Achseln.

Der Girant war er selber, und was der Mensch im Amtskittel ihm da unterstellte, war nichts anderes als eine Wechselfälschung, die demnach er selbst begangen hätte.

Dieser Argwohn schien ihm zu nichtig, als daß er sich darauf überhaupt hätte äußern sollen.

Er zuckte die Achseln und sagte:

„Schauen Sie sich die Unterschrift gefälligst genau an, und wenn Ihnen Zweifel an der Echtheit kommen, so lassen Sie sich diese von der Akzeptantin selbst, nämlich von Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin, bestätigen! … Ich selbst werde jede weitere Auseinandersetzung über diesen Punkt verweigern.“

Der Prokurator wollte noch einiges fragen, aber da ihm der Hauptmann die Antwort konsequent schuldig blieb, ließ er ihn zurückführen in seine Zelle …

Trotzdem vergingen Hans Lux von Schroppsdorf die nächsten Tage in ziemlicher Spannung.

Am Morgen seines Prozesses holte ein Sergeant mit zwei Grenadieren ihn in den Gerichtssaal.

Angehörige verschiedener Regimenter waren unter dem Vorsitz eines als arger Streber berüchtigten Generals dort versammelt. Der Ankläger war ein Oberstleutnant, den nur seine hohen Protektionen über Wasser hielten. Er war fast taub und hätte eigentlich längst pensioniert werden müssen. Aber dieser Gehörfehler hatte für ihn selbst das Gute, daß er seine Anklage ganz unbeeinflußt durch die etwaige Gegenrede des Angeklagten aufrecht erhalten konnte. Die übrigen Offiziere hatte man entsprechend ausgewählt. Leute von ausgesprochenem Charakter waren nicht darunter, sondern es handelte sich durchwegs um Männer, die mit allen Chancen des Avancements zu rechnen hatten und von denen es sich erwarten ließ, daß sie sich die Ansicht des Anklägers zu eigen machen und dem Präsidenten so wenig als möglich wider. sprechen würden.

Mit ruhiger Würde trat der Hauptmann von Schroppsdorf vor seine Richter hin.

Nachdem man ihn über seine Persönlichkeit, seine Verwandten, sein Dienstalter und seine bisherige Verwendung im Heere befragt hatte, forderte ihn der Vorsitzende auf, sich über seine Beziehungen zu der Frau Erbprinzessin des Näheren auszulassen.

Hans Lux erklärte, daß er ihre Hoheit bei Gelegenheit eines Reitausfluges kennen gelernt habe und später auf Wunsch der hohen Dame in freundschaftliche Beziehungen zu ihr getreten wäre.

Der General pausierte einen Augenblick, dann sagte er:

„Das Gericht hat ein Interesse daran, über diese Beziehungen etwas Näheres zu erfahren. Sie werden uns deshalb jetzt das Nötige mitteilen, Herr Hauptmann!“

Die letzten Worte sollten in einem befehlenden, keinen Widerspruch zulassenden Tone gesprochen werden. Was aber herauskam, entsprach dieser Absicht keineswegs.

Mit einem befremdeten Lächeln erwiderte der Hauptmann:

„Ich habe diesen Saal betreten in der Annahme, daß meine Richter nicht nur Offiziere, sondern nebenbei auch Gentlemen seien. Von solchen kann ich nicht glauben, daß sie auf die letzte Frage in der Tat von mir Antwort erwarten …“

„Was soll das heißen? Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß es sich bei der Freundschaft, die zwischen Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin und mir bestand und noch besteht, um eine rein private Angelegenheit handelt. Ob das Gericht ein Interesse daran hat, hierüber etwas zu erfahren oder nicht, interessiert mich wenig …“

„Herr!“ fuhr der Vorsitzende auf, „wie können Sie es wagen, Ihrem Vorgesetzten in dieser Weise entgegenzutreten?“

„Ich nehme an, daß ich in diesem Augenblick nicht meinen Vorgesetzten, sondern meinen Richtern gegenüberstehe. Und meinen Richtern muß ich im Interesse der Gerechtigkeit und zur Erforschung der Wahrheit alles das sagen dürfen, was ich für notwendig und belangreich halte …“

Man sah dem Präsidenten an, wie er sich ärgerte.

„Auf jeden Fall haben Sie es nicht an dem notwendigen Respekt fehlen zu lassen. Und sollte es Ihnen belieben, meine Fragen weiter in diesem Tone zu beantworten, so werde ich Sie augenblicklich wegen Ungebühr in Haft nehmen lassen.“

Der Hauptmann senkte leicht den Kopf, als wollte er andeuten, daß er den Maßregeln des Präsidenten mit voller Ruhe entgegensehe.

„Sie wollen uns also über diese Affäre, durch welche Sie in Beziehungen zu Ihrer Hoheit getreten sind, nichts Näheres mitteilen?“

„Nein!“

„Dann kommen wir zu dem eigentlichen Punkt der Anklage. Es liegen hier drei Wechsel im Gesamtbetrage von 25.000 Mark vor. Diese Wechsel sind am Fälligkeitstage nicht eingelöst worden, da man sie beanstandet. Die Anklage nimmt an, die Unterschrift auf diesen drei Wechseln sei gefälscht, Herr Hauptmann, und zwar – von Ihnen!“

Der Angeklagte wurde sehr bleich. Seine kräftigen Kiefer preßten sich fest aufeinander und die Richter hörten deutlich das Knirschen seiner weißen Zähne.

„Wer behauptet das?“ sagte er dann tonlos.

„Behauptet wird es,“ erwiderte der Präsident, „von dem Rechtsanwalt Doktor Perkuhn, dem Hofjustitiar des Fürsten von Hohenhain und speziellen Sachverwalter Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin.“

Der Hauptmann blieb noch immer ruhig.

„Und worauf stützt sich diese Behauptung?“

„Auf eine eidesstattliche Versicherung Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin selber, die hier vorliegt.“

Die letzten Worte hatte der Präsident mit gehobener Stimme gesprochen, jetzt hielt er, sich hoch aufrichtend, dem Angeklagten das Schriftstück drohend entgegen.

„Das ist eine Infamie!“ sagte der Hauptmann kalt.

Das ganze Gericht sprang von den Sesseln empor.

Und der General schrie mehr, als er sagte: „Hüten Sie Ihre Zunge, Angeklagter! … Noch ein einziges Wort und ich werde *species facti* darüber aufnehmen lassen!“

Der Hauptmann zuckte nur die Achseln.

„Haben Sie irgend etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“ fragte der Präsident.

„Ich habe nichts getan, wegen dessen ich mich zu entschuldigen und was ich zu erklären hätte.“

„Die Wechsel sind von Ihnen giriert?“

„Jawohl.“

„Und Sie haben dieselben auch untergebracht?“

„Allerdings.“

„So ist in der Kette der Beweise nur noch ein Glied nötig, und dieses Glied liegt hier.“

Der Präsident klopfte auf das Schriftstück.

„Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin erklärt hierin folgendes:

‚Daß die mir heute hier vorgelegten Wechsel, für die ich eine Valuta nie empfangen habe, von mir weder veranlaßt, noch unterschrieben sind, erkläre ich hiemit ausdrücklich an Eides Statt.

gez. Margarete,
Erbprinzessin von Hohenhain.‘“

Der Präsident ließ die Stimme sinken, dann fuhr er fort:

„Das Gericht wird darüber zu befinden haben, welche Beweiskraft diesen Zeilen innewohnt.

Es ist aber noch ein anderer Punkt, der hier zur Verhandlung steht. Unter den dem Angeklagten seinerzeit im Gefängnis durch den Sergeanten Bade abgenommenen Gegenständen befand sich auch dieser Ring …“

Der General hielt den indischen Chrysopras-Ring dem Hauptmann entgegen.

„Dieser Ring, der, wie Sie, Angeklagter, selbst zugeben werden, kaum ein Gegenstück hat und nicht mit irgend einem anderen zu verwechseln, ist Eigentum Ihrer Hoheit, der Frau Erbprinzessin. Wie er in Ihren Besitz, Angeklagter, gekommen ist, weiß sich Ihre Hoheit nicht zu erklären. Daß sie selbst aber dem Angeklagten diesen Ring weder geschenkt noch zur Aufbewahrung übergeben hat, das betont die Frau Erbprinzessin ausdrücklich. Es liegt darüber wiederum eine Auslassung des Herrn Doktor Perkuhn vor … Was haben Sie darauf zu erwidern, Angeklagter?“

Der Hauptmann blieb eine ganze Weile nachdenklich still. Er sah ein, daß hier jedes Wort der Verteidigung nutzlos sein würde. Und schon willens überhaupt nicht mehr zu sprechen, überlegte er doch wieder, daß dieses Schweigen leicht als ein

Eingeständnis seiner Schuld gedeutet werden könnte. Deshalb sagte er ganz ruhig und mit einer Gleichgültigkeit, welche seine Richter zur Wut brachte:

„Es ist eine solche Absurdität, mir als wohlhabendem Mann und bekannt freigebigem Kavalier den Diebstahl eines Ringes zuzutrauen, daß ich es unter meiner Würde halte, auf diese Anklage auch nur mit einem Worte zu antworten … Ich habe den Eindruck, daß ich hier heute verurteilt werden soll und daß die Männer, die zu diesem Zwecke im Saale versammelt sind, einem höheren Befehl gehorchen. Dieser Gehorsam aber ist etwas, das sich mit den Pflichten eines Offiziers und Gentleman nicht vereinbaren läßt."

„Brigadier, führen Sie den Mann ab," kreischte der Vorsitzende.

Als aber der Soldat den Befehl ausführen wollte, besann sich der General und sagte, zornrot im Gesicht:

„Die Beweisaufnahme ist beendet, ich ersuche den Herrn Anklagevertreter, mit seinem Plaidoyer zu beginnen."

Der taube Oberstleutnant mußte erst nachdrücklich durch einen Stoß des ihm zunächst sitzenden Offiziers darauf hingewiesen werden, daß jetzt seine Tätigkeit beginne.

In abgerissenen Worten, deren Zusammenhang nur lose war und die in ihrer Gesamtheit gar nichts Überzeugendes besaßen, sagte er dem Angeklagten so ziemlich dasselbe, was auch vorher der Präsident mit so wenig Geschick von sich gegeben hatte.

Der Vertreter der Anklagebehörde hielt sich mit irgend welchen psychologischen Folgerungen, mit der Beurteilung des makellosen Vorlebens des Angeklagten oder sonstiger Dinge, die ihn hätten entlasten können, überhaupt nicht auf.

Die Beweismittel, die in der eidesstattlichen Erklärung Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin und den Auslassungen des Hofjustitiars vorhanden wären, seien für ihn vollständig hinreichend, den Angeklagten zu verurteilen. Dieser sei offenbar ein moralisch vollkommen minderwertiges Individuum, dessen niedrige Leidenschaften und schmutzige Begierden selbst vor der Hoheit des Thrones nicht Halt machten, der es verstanden hätte, eine übel beratene und zur Zeit ihres Handelns vielleicht nicht einmal ganz bewußte Frau von hohem Range sich gefügig zu machen, und der dann für alle ihm geschenkte Liebe und Güte nichts anderes zu tun gewußt hätte, als diese von ihm so schwer kompromittierte Dame zuletzt auch noch zu bestehlen und ihren Namen unter Wechseln von hohem Betrage zu fälschen. Ein solcher Mensch schände den Offiziersstand, sei überhaupt ein Schandfleck für die menschliche Gesellschaft und müsse aus ihr solange wie möglich entfernt werden.

Er beantragte deshalb eine Kerkerstrafe von sechs Jahren gegen den Angeklagten und Ausstoßung aus dem Heere.

Kaum hatte der Anklagevertreter das letzte Wort gesprochen, so erhob sich der Vorsitzende mit der Frage:

„Hat der Angeklagte noch irgend etwas darauf zu erwidern?“

Aber er beantwortete sich diese Frage auch in derselben Sekunde schon, indem er sagte:

„Das Gericht zieht sich also zur Beratung zurück,“ setzte den Helm auf und verschwand mit den übrigen Herren im Beratungszimmer.

Hans Lux von Schroppsdorf sah zu den Fenstern des Saales hinaus, den Herbstwolken nach, die über dem blauen Himmel dahinschwebten. Noch hatte er das fürchterliche Geschick, das sich auf ihn mit der Vollstreckung dieses Urteils herabzusenken drohte, nicht voll und ganz begriffen. Aber seine Seele stand wie am Eingang eines finsteren Gewölbes, an dessen modriger Steinstufe der Fuß zögert und aus dessen Tiefe heraus die Dünste des Grabes und der Verwesung dringen.

Überraschend schnell betraten die Richter das Zimmer wieder.

Peinliche Sekunden vergingen, bis die Beisitzer sämtlich Platz genommen hatten. Dann bedeckte der Präsident sein Haupt und verkündete das Urteil. Vorher sagte er hart und befehlshaberisch:

„Der Angeklagte hat die Verkündung des Urteils stehend anzuhören!“

Hans Lux erhob sich und sein Auge flog an der Reihe der Richter vorbei und jeder Kopf, an dem es haftete, senkte sich, als gelte ihm das Urteil, das jetzt gesprochen werden sollte.

Nur das Gesicht des Generals blieb mit dreister Stirn und schamlosen Augen, dem Angeklagten zugewandt, erhoben.

„Das Kriegsgericht hat für Recht erkannt: Der Hauptmann Hans Lux Ritter v. Schroppsdorf, bisher in herzoglich Almiraschen Diensten, wird wegen Wechselfälschung und gemeinen Diebstahls zu sechs Jahren schweren Kerkers und Ausstoßung aus dem Heere verurteilt. Die Abzeichen seines Ranges sind ihm vor versammelter Mannschaft von der Uniform zu reißen, als ausdrückliche Verschärfung seiner Strafe. – – – Die Sache ist zu Ende!“

Der Brigadier stieß die Tür der Anklagebank auf, und Hans Lux v. Schroppsdorf, um dessen Mund ein verzerrtes Lächeln irrte, wurde hinausgeführt.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Amtsrichter Dr. Deberle saß in seinem Zimmer und erwartete verschiedene Personen, die er hatte vorladen lassen. Er war als Untersuchungsrichter mit der Sache seines Freundes, des Forstassessors Brandt, befaßt worden und hatte sich ihr zuerst nur mit großem Widerstreben gewidmet.

Er war sich auch vollständig klar darüber, weswegen man grade ihn ausersehen hatte, diesen Prozeß zu führen. Daß er nicht in besonderer Gunst da oben stand, wußte er nur zu gut.

Es wehte in jenen Regionen ein recht heuchlerischer Wind und er mit seiner geraden Derbheit, mit seinem protzigen Mannesmut und der Sucht, die Wahrheit selbst da zu suchen, wo sie höher gestellten Personen unangenehm werden konnte – er paßte den Herren nicht, die die juristischen Geschicke des kleinen Staates lenken.

Dr. Deberle hatte sich auch mehrfach laut und öffentlich dagegen ausgesprochen, daß Leute, die hohe Staatsämter bekleideten, sich und anderen Leuten im Hazard das Geld abnahmen. Diese Bemerkungen hatten nicht verfehlt, den beiden eifrigsten Spielratzen, nämlich dem Staatsminister v. Böllinghof und dem Herrn Oberstaatsanwalt v. Rasta, gehörig vor die erhabenen Köpfe zu stoßen.

So hatte man denn gerade ihn, den Dr. Deberle, erwählt, seinen besten und einzigen Freund wegen eines schmachvollen Verbrechens ins Gefängnis zu bringen, und diese Wahl war so schnell getroffen worden, daß Dr. Deberle bereits seine Aufforderung dazu hatte, als es bekannt wurde, daß der Forstassessor mit einer Kugel in der Brust vom Oberjägermeister aufgefunden worden sei.

Darauf begab sich Herr v. Rasta zu Dr. Deberle und sagte zu diesem, mit einem höhnischen Zwinkern seiner grauen, boshaften Augen:

„Sie werden ja nun nicht mehr viel mit der Sache zu tun haben, Herr Amtsgerichtsrat … Die Kugel darf ja seitens des Angeklagten wohl als ein Geständnis seiner Schuld betrachtet werden …“

„Ich bedaure,“ erwiderte der Amtsrichter ruhig, „daß ich mich in diesem Punkte Ihrer Ansicht nicht anschließen kann, Herr Oberstaatsanwalt, denn ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß Herr Brandt selbst Hand an sich gelegt hat.“

„Nun, die gerichtsärztliche Untersuchung wird das ja ergeben,“ bemerkte der Staatsanwalt kühl und empfahl sich.

Noch an demselben Tage wurde von seiten der Ärzte festgestellt, daß die Brustwunde des aufgefundenen Assessors nicht von dem Projektil aus dessen eigenem kleinen Revolver herrühren könne. Die angestellten Experimente ergaben, daß die Durchschlagskraft der Waffe bei weitem nicht stark genug war, um einen Menschen vollständig zu durchlöchern und, wie es hier geschehen war, obenein einen Rippenknochen durchzuschlagen.

Damit trat die Sache in ein anderes und für den Amtsrichter weit erfreulicheres Stadium. Er war auch überzeugt, daß man jetzt gerne jemand andern mit der Erforschung dieses Falles betraut hätte, aber es bot sich scheinbar kein genügender Anlaß, ihm, den die Sache so sehr interessierte, sie wieder aus den Händen zu nehmen.

Er hatte sich am frühen Morgen noch nach seinem Freunde erkundigt und gehört, daß es dem Assessor relativ besser gehe. Die Kugel hatte allerdings die Lunge gestreift, aber die Bärennatur des Mannes schien dieser Verwundung gewachsen, das allerdings auftretende Fieber blieb schwach und der Wundkanal fing schon an zu verheilen.

So voll der frohen Hoffnung, dem braven Brandt, an dessen Schuld er nicht einen Augenblick glaubte, bald wieder die Freundeshand drücken zu können, machte sich der Amtsrichter mit Lust an sein Tagewerk und fragte eben seinen Schreiber, ob der Forstaktuar von Wendelin, den er für neun Uhr bestellt hatte, noch nicht da sei, als ihm der Polizeirat Stubbe gemeldet wurde.

„Bitte sehr, der Herr Polizeirat möchte eintreten."

Der bärbeißige alte Beamte, in dem sich mit einer großen Borstigkeit des Wesens eine völlige Lauterkeit des Charakters verband, kam herein und sagte in seiner polternden Art: „Morgen, Herr Amtsrichter! … Komme wegen der Geschichte mit dem Forstassessor! Armen Kerl soll ja nicht gut gehen … hm?"

„O," meinte der Amtsrichter, „nach dem Ausspruch der Ärzte befindet sich mein Freund auf dem Wege der Besserung … wenngleich es allerdings noch 'ne ganze Weile dauern wird, bis wir ihn wieder gesund und munter bei uns haben."

„So, Ihr Freund? …" knurrte der Polizeirat. „Hm …, hab'n vielleicht recht! … Habe dem armen Menschen damals vielleicht Unrecht getan … Scheint mir jetzt beinahe selber so … Jedenfalls sehr auffällig, die Sache mit dem meuchlerischen Niederschießen … Ist doch so, meinen Sie nicht auch, Herr Amtsrichter?"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Polizeirat."

Dr. Deberle nahm seinen Kneifer ab, putzte die Gläser und setzte ihn lächelnd wieder auf. „Ich bin der festen Überzeugung, daß hier eine ganz gefährliche Intrige vorliegt. Und wenn ich auch bis jetzt noch nicht die Fäden dieser Intrige verfolgen kann, wenn ich auch ihre Motive und ihren Urheber – es können auch ihrer mehrere sein – bis jetzt noch nicht kenne, so habe ich doch gerade für heute Vormittag einige Leute geladen, von denen ich Aufhellung dieser bisher noch so dunklen Wege erhoffe."

„Hm, hm … sehr interessant … Gelingt Ihnen hoffentlich auch … Sagen Sie mal, Herr Amtsrichter, hat doch da kürzlich 'n Duell gehabt, der Assessor, nicht wahr? … Mit dem Leutnant von und zu dem Walde … Ist ja nicht publik geworden, die Geschichte, aber … habe da so verschiedenes gehört … vielleicht von Wichtigkeit für Sie!"

„Da wäre ich sehr gespannt, Herr Polizeirat!“

„Ja, ja … hm … Der Gegner, ich meine, der Leutnant, soll … hm, na, ist vielleicht nicht ganz leicht, da die richtigen Worte zu finden … Die Versöhnung, die sonst jedem Duell zu folgen pflegt … na, die soll eben ausgeblieben sein.“

Der Amtsrichter nahm ein Blei von seinem Schreibtisch und betrachtete angelegentlich dessen Spitze.

„Was Sie mir da sagen, Herr Polizeirat, ist mir neu und jedenfalls nicht uninteressant, aber der Kausalnexus zwischen dieser Tatsache und dem Verbrechen scheint da in der Tat nicht so leicht gegeben – es sei denn,“ er zögerte ein wenig, „es sei denn, daß sich noch andere Anhaltspunkte finden ließen, aus denen hervorgehen müßte, daß der Leutnant von und zu dem Walde Rachegefühle gegen den Forstassessor Brandt hegte.“

„Ja,“ sagte der Polizeirat Stubbe geradezu, „das glaub’ ich.“

Der Amtsrichter zuckte bedauernd die Achseln.

„Mit dem glauben, Herr Polizeirat, ist, wie Sie selber wissen, in solchen Dingen nicht viel getan … Immerhin bin ich Ihnen aufrichtig dankbar für den Wink, den Sie mir da gegeben haben.“

„Na, weiter wollte ich nichts,“ meinte der andere, während in sein borstiges Gesicht ein pfiffiges Lächeln trat.

„Das andere werden Sie schon selber machen, mein lieber Herr Amtsrichter. Prost!“

Und mit diesem Ausrufe, den er so liebte, daß er ihn sogar als Begrüßungs- und Abschiedsformel anwendete, verließ der alte Herr das Bureau.

Er hatte die Tür kaum hinter sich geschlossen, als der Schreiber eintrat und Herrn von Wendelin meldete.

Nach einer liebenswürdigen Begrüßung sagte Doktor Deberle:

„Sie haben mir da einen Brief geschrieben, Herr Aktuar, aus dem ich, ich will es Ihnen ganz offen eingestehen, nicht recht klug geworden bin.“

Des anderen Nasenflügel vibrierten in stiller Heiterkeit.

„Das habe ich eigentlich auch beabsichtigt, Herr Amtsrichter.“

„Also Sie unterstehen sich,“ meinte Dr. Deberle launig, „mit dem hohen Gericht Späßchen zu treiben?“

„Das weniger … ich hatte nur die Absicht, Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, aber ich besaß nicht den Mut, meine Vermutungen und das, was durch einen Zufall an Tatsächlichem zu meiner Kenntnis gelangt ist, dem Papier anzuvertrauen.“

„Nun, hier werden Sie jedenfalls das sagen, was Sie wissen.“

Der Amtsrichter wurde ernst.

„Es hängt das Schicksal eines mir sehr teuren Menschen im letzten Grunde davon ab, daß es mir gelingt, dem Verüber des Mordanfalles auf die Spur zu kommen, der ganz offenbar an meinem Freunde begangen worden ist.“

Herr von Wendelin nickte mehrmals.

„Ich bin umsomehr Ihrer Ansicht, als ich, wenn nicht den Täter, so doch möglicherweise den Veranlasser der Tat zu kennen glaube!“

Der Amtsrichter drehte seinen Stuhl noch etwas mehr zu dem jungen Manne herum und sah ihm mit größtem Interesse ins Gesicht.

„Sie wissen,“ begann von Wendelin, „verehrter Herr Landgerichtsrat, daß im Leben eines jungen Mannes nicht allein die Arbeit, sondern auch seine *petits amusements* eine Rolle spielen. Von mir behauptet man sogar, eine zu große! Und ich kann nicht leugnen, daß mich die Schöpfung in allen ihren Erscheinungen, ganz besonders in den jungen und schönen weiblichen Geschlechts lebhaft interessiert. So hatte ich denn neulich auch mal wieder ein Interesse daran, mich mit einer solchen Erscheinung zu beschäftigen, und zwar hatte sie mir versprochen, an dem sogenannten Wall hinter dem Schloß gegen zehn Uhr abends auf mich zu warten. Ich weiß nun nicht, ob der Dame noch im letzten Augenblicke Bedenken aufgestiegen sind oder ob irgend etwas anderes sie abhielt, ihr Versprechen einzuhalten, kurzum, sie kam nicht: und da ich ein besonderes Interesse daran hatte, sie zu sprechen, so tat ich das, was ich für gewöhnlich nicht tue: ich wartete.

Aber die Dame kam nicht. Einmal glaubte ich schon, sie sei es, mußte aber dann zu meinem Bedauern erkennen, daß sich in dieser Person, die man bei der herrschenden Dunkelheit auf fünf Schritte noch nicht erkennen konnte, mir ein Mann näherte.

Ich selbst stand im Schatten einer alten Rüster, deren Zweige weit herunterhingen, und blieb dem, der meinen Standort nicht kannte, vollständig verborgen.

Der Mann, dessen Person ich, obwohl er dicht an mir vorüberstrich, absolut nicht erkennen konnte, ging ein paarmal auf und ab, dann kamen von der anderen Seite allerdings sehr verhaltene und leise Schritte, aber es wurde mir trotzdem klar, daß zu dem ersten ein zweiter stieß. Und ich meinte, wie sie nun beide zusammen näher an mich herankamen, das Schleppen eines Säbels auf dem Kiessande zu hören, kann mich darin allerdings auch getäuscht haben …“

Aufs höchste gespannt fragte der Amtsrichter:

„Und Sie haben gehört, was die beiden miteinander sprachen?“

Herr von Wendelin nickte.

„Allerdings! Der Inhalt dieses Gespräches ist es ja gerade, der mich jenen etwas konfusen Brief an Sie richten ließ, Herr Amtsrichter …“

„Nun also.“

Der Forstaktuar lächelte.

„Ich will Ihre Geduld nicht zu sehr auf die Folter spannen, Herr Amtsrichter, und möchte Ihnen im voraus sagen, daß das, was ich im Anfang wenigstens ganz gegen meinen Willen erlauscht habe, nur Bruchstücke sind … ja es sind gewissermaßen nur die winzigen Papierschnitzel eines fortgeworfenen Briefes, deren Zusammensetzung zu einem vollständigen und lesbaren Ganzen jedenfalls sehr mühevoll sein dürfte …“

„Lassen Sie nur,“ meinte der Untersuchungsrichter, der seine Ungeduld mühsam beherrschte, „wir werden es schon zusammenbringen … bitte erzählen Sie!“

Der junge Forstaktuar neigte sein wohlfrisiertes Haupt:

„Der eine von den beiden Männern, wahrscheinlich der zuletzt kam, und der, wie ich glaube, einen Säbel trug, sagte leise, das hörte ich deutlich: Nu, wie ist es? Und darauf erwiderte der andere: Es ist geschehen. – Dann der erste wieder: Aber auch so, daß der Verdacht auf ihn selbst fallen muß? – Nun hörte ich nicht, was der andere, der offenbar eine Person von untergeordnetem Range sein muß, darauf erwiderte, sie sprachen einige Sekunden sehr leise, plötzlich sagte die Stimme des Bewaffneten: Donnerwetter, wie kommt Ihr dazu, das hat Euch doch keiner aufgetragen! – Es war mir dann, als entschuldigte sich der andere, verstanden habe ich dessen Worte nicht. Nach einiger Zeit hörte ich wieder den mit dem Säbel sagen: Und wenn er nun nicht gleich tot ist, dann kommt ihr in Teufels Küche! – Darauf schien ihn der andere zu beruhigen und sie entfernten sich soweit von meinem Standort, daß ich überhaupt nichts mehr hören konnte. Ich blieb noch eine ganze Weile dort stehen, denn ich sagte mir, es würde den Herrschaften vielleicht nicht angenehm sein, einen Zuhörer zu haben und sie könnten den Einfall bekommen, sich dieses Zuhörers auf demselben Wege zu entledigen, den jener Arme gegangen sein mochte, dessen sie in ihrem Zwiegespräch so liebevoll Erwähnung taten. Und ich hatte auch keine Waffe bei mir, um mich ihrer eventuell zu erwehren. Aber trotzdem ich wohl eine halbe Stunde dort ausharrte, sah und hörte ich nichts mehr von den beiden, und so entfernte ich mich denn in einem Tempo, das man für gewöhnlich nicht annimmt, wenn man von einem Rendezvous nach Hause kommt.“

Der Amtsrichter hatte schweigend zugehört, jetzt sagte er rasch:

„Haben Sie keine von den beiden Stimmen erkannt, Herr Aktuar?“

von Wendelin besann sich eine ganze Weile, als wollte er sich noch einmal den Ton und die Lautbildung jener schrecklichen, in finsterer Nacht gehörten Worte ins Gedächtnis zurückrufen, dann sagte er entschlossen:

„Jawohl, Herr Amtsrichter, ich kann natürlich keinen Eid darauf ablegen, aber die Stimme des Bewaffneten schien mir die des –“

Er flüsterte etwas in das Ohr des Untersuchungsrichters.

Als Herr von Wendelin sich empfohlen hatte, saß bereits jemand anders im Vorzimmer, die den Untersuchungsrichter zu sprechen wünschte.

„Die Kellnerin aus dem Hirschen,“ meldete der Schreiber sie an, „sie will dem Herrn Amtsgerichtsrat etwas sagen über die Mordaffäre.“

„Soll eintreten," sagte der Untersuchungsrichter und schrieb weiter an seinen Akten.

Die Annemarie hatte sich sehr schön gemacht. Sie trug ihr schwarzes Sonntagskleid mit einer weißen Rüsche um den Hals, aus der das frische, braunrote Gesicht mit den sauber gekämmten Haaren munter in die Welt blickte.

„Ich hab' dem Herrn Amtsrichter schon lang was sagen wollen," meinte sie treuherzig, „aber i hab' immer kein' Zeit gehabt, unsereins hat halt gar so viel zu tun. Das geht von früh bis in die Nacht und wenn's Nacht ist – geht's auch noch immer weiter."

Doktor Deberle lächelte.

„Na und was wollen Sie mir mitteilen?"

„Mitteilen? Mitteilen will ich halt gar nichts! I will bloß sagen, was i g'seh'n hab'."

„Schön," meinte der Amtsrichter, „sagen Sie, was Sie gesehen haben, hoffentlich ist's auch was wichtiges für unsere Sache."

„Das schon, wenn's nicht wichtig wäre, würde ich ja gar nicht herkommen zum Herrn Amtsrichter, dazu hab' ich viel zu viel Geschäft und kann schwer genug abkommen, und i wett, mein Wirt wird sich schon wieder die Kehlen ausschreien nach mir! Wenn die Annemarie nicht daheim ist, dann geht alles 'n Krebsgang …"

„Nu gut," unterbrach sie der Amtsrichter, „was wollen Sie mir denn sagen?"

„Was i sagen will? No von dena Mord … I bin doch d' Kellnerin im Hirschen!"

„Das weiß ich ja, das weiß ich ja," sagte der Amtsrichter.

„Na also! Wie ich also neulich vormittag an dem Tag, wo der Herr Forstassessor derschossen worden ist, in der Gaststube steh', da sind da zwei Gäste, die reden mit'nander und tun halt so, als ob s' Heimlichkeiten mit'nander hätten … na, die Annemarie ist doch nicht dumm, denk' i, da wirst amal aufpassen … Und erst bestellten s' Wein und haben s' gar nit Zeit zum trinken, so sehr habens s' mit'nander gezankt und sich verschimpfiert und der ane hat immer Geld haben wollen von 'n andern, aber der hat nix 'rausrücken wollen. Und schließlich sind se auf 'nander losg'gangen und haben sich gerauft und der ane hat dem andern 's Jankerl aufg'rissen und hat ihm 's Geld aus der Taschen 'zogen und heidi weg is er! …"

„Und wer waren die beiden Leute?" fragte der Amtsrichter.

„No, Herr Amtsrichter, derf i des denn sagen?"

„Aber gewiß, Sie müssen's sogar sagen."

„Nu, wenn i denn muß, das oane ist der Martin Glauchau g'west, den Herrn Erbprinzen sein Leibjäger, und das oandere, das ist der Hallodri g'west, der Hans Geratewohl, den s' den Förster nennen. Hahahaha, hat sich was mit'n Förster, wegen Holzdiebstahls is er entlassen worden, der Malefiz der!" …

Der Amtsrichter machte seine Eintragungen, dann sagte er freundlich:

„Und das würden Sie in der Lage sein zu beschwören, Fräulein?“

„Wenn’s san muß,“ entgegnete sie, die Augenbrauen hoch ziehend und offenbar erfüllt von der Wichtigkeit, die man ihren Aussagen beimaß, „wenn’s san muß, Herr Amtsdirektor, immer.“

„Na, dann danke ich Ihnen vorläufig schön.“

Dr. Deberle reichte dem braven Mädchen die Hand und dieses zog sich mit vielen Knicksen zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Während der ersten Tage seiner Krankheit war Forstassessor Brandt nur auf die Hilfe seiner Wirtin und einer Pflegerin angewiesen, die ihm sein Arzt gesandt hatte. Am dritten Tage aber, als das Schwerste überwunden war und der Kranke schon längere Zeit das Bewußtsein wieder erlangte, klopfte es in der Frühe an die Wohnungstür, und als die Pflegerin öffnete, stand draußen ein schönes junges Mädchen, das Tränen im Auge hatte und bat, man möge es hineinlassen zu dem Manne, den sie liebe.

Die Wirtin, die dazu kam, willigte nur ungern in dies Verlangen, da sie für ihren Mieter, den auch sie sehr gern hatte, Aufregungen und damit eine Verschlimmerung seiner Leiden fürchtete.

Aber Rose ließ sich nicht abweisen. Sie hatte sich von ihrem Onkel die Erlaubnis erbeten, ihren Bräutigam pflegen zu dürfen, und als sie einmal im Krankenzimmer war, wich sie nicht mehr von Brandts Bett.

Der Arzt, der bald darauf kam, sah dies zuerst mit Befremden, aber ihre stille Rührigkeit und die große Liebe, die sie offenbar für den Kranken hegte, rangen ihm die Erlaubnis ab, daß Rose anfangs in Gemeinschaft mit der Pflegerin und später allein die Obhut über den Kranken übernehmen durfte.

Und die letzten schönen Herbsttage gingen dahin, ohne daß Rosel aus dem Krankenzimmer gekommen wäre. Ihre Wangen wurden bei diesem Tag und Nacht währenden Liebesdienst bleich und schmal, und zu der großen Aufregung um den Geliebten und sein Unglück, die ihr Herz erschüttert hatte, kamen nun noch die Anstrengungen der Krankenpflege, an die das Mädchen nicht gewöhnt war und die ihre Gesundheit ernstlich zu schädigen drohten.

Der Arzt, gleichfalls ein Freund des Forstassessors, sah das und verordnete dem jungen Mädchen frische Luft, aber Rose war nicht zu bewegen, ihren Platz am Krankenlager aufzugeben.

Erst als der Arzt es ihr direkt befahl und ihr in Aussicht stellte, er würde sie überhaupt nicht mehr zur Pflege Brandts zulassen, ging sie zögernd und widerwillig an jedem Tage eine Stunde fort.

Aber es war ihr unmöglich, die Promenade des Städtchens, wo man stets Bekannte traf, oder überhaupt die belebten Straßen aufzusuchen. Sie ging hinten durch den Garten nach den Bergen zu oder aus der Stadt hinaus und wanderte dann von einer inneren Unruhe und der Angst um ihren Kranken getrieben, ohne sich umzusehen, immer geradeaus. So kam sie eines schönen Tages auch die Chaussee entlang, welche nach Schwarzenau hinausführte.

Und auf dieser Chaussee, ziemlich weit von der Stadt entfernt, begegnete sie einem Wagen. Der Kutscher, der die erbprinzliche Livrée trug, ließ, steif auf seinem Bock

sitzend, die Pferde im Schritt gehen, und im Fond des Wagens saß noch steifer womöglich die Freifrau von der Gothe.

Eine ganze Strecke weiter hinten ging einsam auf der Chaussee eine hochgewachsene Dame.

Rosel, welche die Hofdame nicht kannte, grüßte trotzdem freundlich, als sie an dem Wagen vorüberkam. Aber die Freiin würdigte sie keines Blickes.

Und schon wollte deshalb die Wirtsnichte an der weiter hinten spazierenden Dame ohne Gruß vorübergehen, als die Dame sich mit einem Lächeln ihr zuwandte und sagte:

„Würden Sie mir wohl einen kleinen Gefallen tun, mein Kind?“

Sie sprach hastig und richtete währenddessen ihre Augen fast angstvoll auf den vorher fahrenden Wagen.

Dabei hatte sie in ihrer hohlen Hand ein Papier, das sie schnell dem jungen Mädchen gab.

Rose nahm es verwundert, und während sie die Dame noch fragend anblickte, sagte diese mit traurigem Ton:

„Ich kann Ihnen nichts dafür geben … man läßt mir kein Geld, und wenn ich Ihnen einen von meinen Ringen oder vielleicht meine Uhr schenken wollte, so würden das meine Feinde wieder benutzen und man würde Ihnen nachsagen, Sie hätten es mir gestohlen … aber glauben Sie mir, der Himmel wird Sie für den Dienst, den Sie mir erweisen, reichlich belohnen.“

Rose, die das Leid um ihren freuen Kranken nicht ruhen ließ, sah sich hier einer anderen Frau gegenüber, die vielleicht noch Ärgeres erlitt wie sie, und hin und her überlegend, wer die Fremde wohl sein könnte, kam sie im Augenblick nicht darauf.

„Stecken Sie den Zettel in ein Kuvert,“ sagte die Dame bittend, und schreiben Sie darauf: „An den Hauptmann von Schroppsdorf …“ Sie besann sich und sagte fast weinend: „Aber nein, das geht ja nicht … der Arme sitzt ja im Zuchthaus … Ach, wie fang’ ich es nur an, ihm Nachricht zu geben!“

Und sie begann heftig zu weinen.

Indem war ein Wagenrollen auf der Chaussee vernehmbar.

Und zu gleicher Zeit aufblickend, sahen die beiden Frauen, daß die vorausfahrende Equipage Kehrt gemacht hatte und was die Pferde laufen konnten, herankam.

Einige Sekunden später hielt der Wagen neben ihnen.

„Ich darf Sie wohl bitten, einzusteigen, Hoheit!“ sagte die strenge Stimme der Freifrau, „und Sie!“

Sie wandte sich zürnend an das junge Mädchen.

„Was haben Sie hier zu schaffen? Hat Ihnen Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin etwas mitgeteilt oder am Ende gar einen Brief gegeben?“

Rosel hatte das Zettelchen noch in ihrer Hand. Aber mit dem Instinkt des Weibes, hier die Liebesnot einer Geschlechtsgenossin witternd, der sie helfen konnte, verbarg sie den Zettel geschickt und sagte mit ruhiger Würde:

„Ich kann sprechen, mit wem ich will, gnädige Frau! Darüber lasse ich mir von niemand Vorschriften machen, mit Ihnen aber werde ich nicht länger sprechen. Adieu!“

Sie ging und hörte noch die Stimme der Freifrau, die ihr nachrief:

„Nun, man wird Sie schon zu finden wissen, Mamsell! Und dann werden Sie Ihre losen Reden büßen!“

Erst als Rose sich weit genug entfernt hatte, öffnete sie die Hand, und ihre Neugierde war zu stark, den ihr anvertrauten Zettel nicht zu lesen.

Sie entzifferte die eilig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen:

„Ich werde in einer Irrenanstalt gefangen gehalten, Liebster, und sehe meinen Tod vor Augen! Ich bin nicht irrsinnig, aber man will, daß ich es werde. Wenn du mir nicht hilfst, wenn es dir nicht gelingt, mich zu befreien, so werde ich meinem Leben ein Ende machen, damit sie nicht eines Tages wirklichen Grund haben, mich hier einzusperren. Ich bitte dich, komme bald zu deiner tief unglücklichen und nur dich auf der Welt liebenden Margarete.“

Rosel machte sich gleich darauf auf den Rückweg, aber noch ehe sie die Stadt erreicht hatte, hörte sie einen Reiter hinter sich herjagen, der, sobald er neben ihr war, vom Pferde sprang und sich ihr als den Hausmeister Ihrer Hoheit der Frau Erbprinzessin vorstellte. Er fragte das junge Mädchen noch einmal, ob ihr Ihre Hoheit irgend eine Botschaft übergeben hätte, und empfahl ihr dringend, als Rosel das verneinte, sich ja nicht wieder in ein Gespräch mit der Frau Erbprinzessin, welche geistesgestört sei, einzulassen.

Rosel, die sonst die freieste und offenste Natur von der Welt besaß, begriff ihre Rolle sofort und tat sehr naiv und überrascht, versprach auch, jeder ferneren Begegnung mit Ihrer Hoheit auszuweichen.

Aber kaum war sie wieder bei ihrem Kranken, der jetzt bereits sich auf dem Wege der Besserung befand, als sie ihm ihr Erlebnis mitteilte und ihn um seine Ansicht befragte.

Der Forstassessor, der vom Krankenlager aus bereits sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, worauf ihm ein Bescheid allerdings noch nicht zuteil geworden war, und der sich somit nicht mehr in fürstlich Hohenhainschen Diensten befand, las den Zettel und erkannte aus den klaren und so leidenschaftlich unglücklichen Zeilen der hohen Frau sofort, daß er in ihr eine Leidensgenossin fand, die ebenso wie er einer schmählichen Intrige zum Opfer fiel.

Sein ritterlicher Sinn, den nie ein Weib vergebens um Beistand angefleht hatte, sein Mut, der vor nichts zurückschreckte, und auch der Groll, den er gegen die

Hofkamarilla hegte, ließen ihn sofort die Partei der unglücklichen Frau ergreifen. Nachdem er eine Weile still darüber nachgedacht hatte, sagte er:

„Wir allein, liebe Rose, können nichts tun! … Wenn wir nicht irgend einen zuverlässigen Menschen haben, so sind wir machtlos … Aber," er dachte nach – „ich glaube, die Kammerfrau der Erbprinzessin befindet sich wieder in Hohenhain. Es ist ihr nicht gestattet worden, ihre Herrin in die Irrenanstalt zu begleiten, wohl, weil man mit Recht annahm, sie würde ihr auch dort Beistand leisten zu Dingen, die diesen Herrschaften nicht angenehm wären … Versuche, diese Martha Weißfohl heute abends aufzusuchen, und nimm ihr, im Falle sie selbst keines hat, Geld von mir mit, vielleicht läßt sie sich dazu bewegen, nach Almira zu fahren und dort eine Verbindung mit Leuten anzuknüpfen, die sich dem Herrn von Schroppsdorf nähern können … Du weißt doch, daß er wegen angeblicher Wechselfälschung und wegen Diebstahls verurteilt ist und im Zuchthaus sitzt …!"

Rose begriff, und als es Abend wurde, eilte sie nach der Wohnung der Kammerfrau, die sie leicht erfahren hatte, und traf Martha Weißfohl auch richtig an.

Diese war entzückt, etwas von ihrer Herrin zu hören und bedeckte das kleine Blättchen Papier mit tausend Küssen.

Geld wollte sie nicht annehmen, sie hätte sich etwas gespart, sagte sie, und ihr ganzes Eigentum stände bereit für diejenige, die ihr solange nur immer Wohltaten erwiesen habe.

Am selben Abend noch reiste Martha Weißfohl ab und sie war glücklicherweise vorsichtig genug, per Wagen über die nahe Grenze zu fahren. Hätte sie die Eisenbahn benützt, so wäre sie verhaftet worden.

Aber das Schicksal, dem sie entgangen war, traf noch in derselben Nacht Jürgen Gelbhaars Nichte.

Es war eben Mitternacht vorbei und der Wirt zum Hirschen wollte gerade sein Haus abschließen, als die Gendarmen bei ihm eindrangen und ihn aufforderten, sofort die Rosel herbeizuholen.

„Ich denk' gar nicht daran, Ihr Herren!" war des Wirtes ruhige Antwort, „kommts morgen in der Früh wieder, wann Ihr die Rosel wollt sprechen! Jetzt schlaft s'!"

Die Gendarmen erklärten ihm, daß sie ihn selbst mit verhaften würden, wenn er sich dem Befehl widersetzte.

Und als er sich trotzdem dagegen wehrte und ihnen den Aufgang zur Treppe, die in Wohn- und Schlafräume hinaufführte, mit seiner mächtigen Figur versperrte, da erklärten sie ihn für verhaftet.

Aber die Annemarie war noch auf gewesen, und das hören und hinauf zur Rosel laufen und ihr alles erzählen, das war für sie das Werk von wenigen Augenblicken.

Ein paar Minuten später war die Rosel, nur mit Rock und Mieder bekleidet, ein paar Pantoffeln an den Füßen und ein Tuch um die volle Büste gebunden, unten im

Gastzimmer. Sie bat die Gendarmen ruhig, ihr einige Minuten Zeit zu gewähren, sie wolle sich nur anziehen und würde ihnen dann ohne weiteres folgen. Ihren Onkel, der sich dazwischen werfen wollte, bewog sie mit Bitten und Flehen, sich zu bezwingen und sie ruhig fort zu lassen. Nur für ihren Kranken möchte er sorgen. Das versprach er ihr und es war traurig anzusehen, wie der starke Mann, ohnmächtig der Gewalt gegenüber, zusehen mußte, wie man seinen Liebling fortführte.

Aber die Sache der Erbprinzessin hatte dadurch einen Anhänger mehr gewonnen.

Denn ehe sich die Rosel am Abend schlafen legte, hatte sie ihrer Freundin, der Annemarie, unter dem Siegel der Verschwiegenheit alles mitgeteilt und diese hatte natürlich nichts eiligeres zu tun, als, kaum daß die Rosel fort war, den Hirschenwirt auch schon über die Gründe von Rosels Verhaftung aufzuklären.

Am nächsten Tage wurde offiziell bekannt gegeben, die Kellnerin aus dem Gasthof zum Hirschen – so nannte man perfiderweise die Wirtsnichte – Rose Feistel sei unter dem Verdachte, ihrem Bräutigam, dem Forstassessor a.D. Brandt, Beihilfe geleistet zu haben, in der vergangenen Nacht verhaftet worden. Und zu dieser schnellen Verhaftung hätte man schreiten müssen, da die Feistel, welche auch sonst sich in politische Umtriebe eingelassen hätte, stark fluchtverdächtig gewesen wäre.

An demselben Tage, als diese Notiz erschien, erhielt der Forstassessor Brandt auch seine Anklageschrift wegen Hinterziehung von Geldern aus der fürstlichen Forstkassa zugestellt.

Der Amtsrichter Deberle hat diese Maßnahme nicht verhindern können. Zuerst war er willens gewesen, sich mit seiner ganzen Person dagegen aufzulehnen, dann aber sah er ein, daß dieser Protest nur dazu führen könnte, daß man ihm die Sache überhaupt aus den Fingern nahm. Und um das zu vermeiden, fügte er sich scheinbar.

Gleichzeitig aber entsandte er seinen Bekannten, den jungen Forstaktuar von Wendelin, zu dem Forstassessor, der diesen seiner, des Amtsrichters, steter und treuer Freundschaft versichern und ihm eine Erklärung des Sachverhaltes geben sollte.

Aber man konnte den Forstaktuar nicht vorlassen.

Die Nachricht von Rosels Verhaftung hatte den kaum in der Genesung Befindlichen von neuem in ein hitziges Fieber zurückgeworfen und das Leben des braven Mannes wiederum in die höchste Gefahr gebracht.

Da erschien zwei Tage darauf in dem „Boten für die Residenz und Umgegend“ ein langer Artikel, unter der Überschrift „Lug und Trug in den höchsten Kreisen“.

Der Verfasser dieses Artikels schrieb unter anderem:

„… Die Gesellschaft, welche sich die beste nennt und die es anderwärts auch sein mag, ist hier bei uns zu einem Sumpf geworden, aus dem unter einer schillernden Oberfläche giftige Miasmen und widerliche Dünste aufsteigen. Da ist eine sehr hohe Dame, welche ihrem Gemahl durch ihren Freiheitsdrang und einen gewissen, nicht hinwegzuleugnenden Hang zu Abenteuern unbequem und lästig

erscheint. Der betreffende Herr, natürlich auch eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, weiß sich leicht zu helfen. Er läßt die Gemahlin einfach hinter vergitterte Fenster setzen, und zwar hinter die eines Irrenhauses, deren Leiter unseren Lesern ebenfalls recht wohl bekannt sein dürfte. Damit aber auch das Zuchthaus in diesem Drama seine Rolle spiele, wird derjenige, zu dem Frau Fama die erwähnte Dame in Beziehungen bringt, gefesselt hinweggeführt und auf Jahre hinaus mit geschorenem Haupte als Sträfling beschäftigt. Nun sträuben sich die Unglücklichen gegen ihr Los. Besonders die Frau vermag es nicht zu fassen, daß sie, die ihr Lebelang von Glanz, Macht und Reichtum umgeben war, jetzt auf einmal ihres Einflusses, der Geldmittel, welche sie stets so freigebig verbrauchte, ja selbst ihrer persönlichen Freiheit beraubt sein soll. Und nun verwirren sich die Fäden und leiten hinab aus der Höhe, wo Haß, Neid und giftige Intrigen gesponnen werden, zu jener Einfachheit und reineren Atmosphäre, in welcher das Volk lebt. Das Volk, das jene Kreise immer mit Bewunderung betrachtete und das nicht anders glaubte, als daß hinter Ordenssternen und Hermelingewändern auch bessere und hochsinnigere Herzen schlügen. Da geht ein armes Mädchen die Landstraße hinab, ein Wagen kommt ihr entgegen und eine Dame, die diesem Wagen zu Fuß folgt, übergibt ihr tränenden Auges einen Brief zur Besorgung. Das arme Kind, gerührt von soviel Trauer und Elend, die sich hier unter glänzendem Kleide bergen, nimmt den Brief und verspricht ihn zu besorgen. Aber noch ehe sie das tun kann, reißen die Gendarmen sie aus ihrem jungfräulichen Bett heraus und schleppen sie ins Gefängnis. Und nun gibt man nicht etwa diesen Grund, der ja keiner wäre, für ihre Verhaftung an, sondern man bezichtigt die Ärmste, ihrem Geliebten Beihilfe geleistet zu haben bei einem Verbrechen, das angeblich wieder gegen die Staatshoheit begangen sein soll.

Auch über dieses Verbrechen breitet sich ein mysteriöses Dunkel. Der es begangen haben soll, ist ein gut situierter, allgemein als ehrenhaft bekannter Beamter. Er wird an dem Tage, da das angebliche Verbrechen bekannt wird, mit einer Kugel in der Brust im Walde aufgefunden. Und alle die sogenannten anständigen Leute nehmen ohneweiters an, er habe Selbstmord verübt. Da stellte es sich heraus, daß die Kugel, die ihn niedergestreckt, gar nicht in den Lauf seines eigenen kleinen Revolvers, den man an seiner Seite fand, hineinpaßt. Ein neues Rätsel! Und die Anklage wegen des von dem jetzt todwunden und auch noch immer schwer Kranken begangenen Verbrechens wird nicht etwa, wie es sich doch gehörte, sofort erhoben, sondern man wartet auch damit, bis jener Brief, den das arme Kind aus dem Volke besorgen sollte, die eigentliche Veranlassung gibt, die Verhaftung des Mädchens und die Versetzung des Mannes in den Anklagezustand zugleich vorzunehmen. Wahrlich, hier lohnte es sich für einen neuen Juvenal, Satiren zu schreiben! Ein politisches Panorama enthüllt sich hier, das unser kleines Land in den Augen der ganzen Welt herabsetzen muß und das, selbst wenn es seine Sühne finden sollte, einer der größten Schandflecke ist, die jemals auf die Sitten- und Rechtsgeschichte ihre Schatten warfen. Wir wissen wohl, daß man uns diesen Artikel in jenen oberen Regionen scharf ankreiden

wird, wir sind auch darauf gefaßt, daß man uns verfolgen und bestrafen wird! Wir rechnen sogar damit. Aber wir werden nicht aufhören, gegen diese Lotterwirtschaft, diesen Sumpf, in dem sich die höchsten Behörden und Amtspersonen offenbar so wohl fühlen, zu eifern und zu predigen, bis Wandel geschaffen wird, bis die strafwürdigen Personen ihre Strafe erhalten und bis diejenigen, denen man unrecht getan hat, von dem auf ihnen lastenden Verdacht befreit, aus den Gefängnissen und Irrenhäusern entlassen und für die Unbill, welche man ihnen zugefügt hat, entschädigt werden.“

Auf diesen Artikel wurde einige Tage später der verantwortliche Redakteur des „Boten“ verhaftet, aber Rose Feistel ließ man frei.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Erbprinz Rolf wohnte in der Solitude, dem kleinen Lustschloß, das ein Vorfahr seines Vaters des Fürsten, wie man sagte, Max I., für eine seiner Geliebten gebaut hatte.

Es war ein kokett eingerichtetes Häuschen im Stile Louis' XIV. mit viel Schäferszenen an den Wänden und Göttern und Göttinnen an den Plafonds, die, wenig bekleidet, ihre Festzüge aufführten.

Dieses Haus war seiner Gattin, der Erbprinzessin Margarete, von jeher ein Dorn im Auge gewesen. Nur mit großem Mißbehagen hatte sie dort gewohnt, wo, wie sie sagte, der Charakter einer Zeit von den Wänden auf sie herabsah, welche sie nicht begriff und auch nicht begreifen wollte.

Der Erbprinz hatte, nachdem seine Gattin ihn allein gelassen, oft genug in der eben gewählten Weise, die den Grundton seiner Unterhaltungen bildete, sich über diese Aversion seiner Gattin ausgesprochen. Er schalt sie eine Heuchlerin und war, wenn seine Freunde um ihn waren, oft sogar noch viel deutlicher in seinen Bezeichnungen. Seit Margaretes Entfernung hatten in der Solitude wieder jene tollen Feste begonnen, von denen man sich während der Leutnants- und Junggesellenzeit des Erbprinzen soviel zu erzählen wußte.

Und das Schlößchen, das, von einer hohen Mauer umgeben, gewissermaßen befestigt war gegen das Eindringen der Neugier und der Kritik, strahlte jetzt des Abends meist in hellem Lichterglanz.

Der Herbst war in diesem Jahre voller Blumen und Sonne, und noch im Oktober waren die Nächte so mild, daß die schönen weiblichen Gäste des Fürstensohnes in ihren dekollettierten Seidenroben selbst ohne eine *Sortie de bal* draußen herumstreifen durften, und die Solitude hatte herrliche Anlagen. Uralte Bäume breiteten ihre Laubkronen über den grünen Rasenplätzen aus, und die Bosketts aus Syringen, Goldregen und Quittensträuchern wechselten mit Grotten ab, unter deren Schlingpflanzen murmelndes Wasser hervorrann, und mit Geißblatt- und Jelängerjelieber-Lauben. Die Gewächshäuser, früher eine Liebhaberei und Pflegestätte der Gartenkunst, denen einige der Fürsten von Hohenhain viel Geld und Zeit gewidmet hatten, verfielen jetzt zwar, aber ihre Mauern noch waren von wilden Rosensträuchern überwuchert und die Pfirsich- und Mandelbäume streuten ihre Früchte anmutig über die zerbrochenen Glasdächer hin.

Wenn der Abend kam, dann schienen im blauen Schatten der Dämmerung die Nymphen und Najaden lebendig zu werden, deren Marmorleiber aus dem grünen Laube hervorleuchteten und mit deren Reizen der aufgehende Mond sein Spiel trieb.

Heute waren die Diener des Erbprinzen den ganzen Tag über in dem weitläufigen Garten beschäftigt gewesen, und als es dunkelte, flammten tausend von bunten

Flämmchen von phantastischen Papierlampions und chinesischen Laternen mit einer magischen Lichtfülle im Garten auf. Die beleuchteten Springbrunnen warfen ihre diamant-, rubin-, smaragd- und saphirfarbenen Wasser in die Höhe, und hinter Bäumen und Büschen versteckt ließ ein Konzert von Flöten und Geigen seine süß verlockenden und dann wieder schwermütig klagenden Melodien ertönen.

Gegen elf Uhr nachts fuhren die Wagen vor dem Portal, dessen schwere, eisenbeschlagene Tore keinen Durchblick gewährten, immer zahlreicher vor. Bald belebte sich der Garten mit Anmut und Schönheit.

Die Königin des Festes aber war eine Frau, deren goldrotes Haar von Diamanten funkelte. Der Venus gleich, der schaumentstiegenen, zog sie daher und in ihrem Gefolge, wie die Götter des Meeres, aber stolzer und hochfahrender als diese, die Kavaliere, welche den Hofstaat des Erbprinzen bildeten.

Dieser selbst war noch nicht sichtbar, es hieß, sein Vater habe ihn noch in dieser späten Stunde herüberrufen lassen, um ihm Vorhaltungen zu machen wegen der Üppigkeit seiner Lebensführung, die nicht allein seine Finanzen, sondern die an sich nicht sehr feste Gesundheit des Erbprinzen zu untergraben drohte.

An seiner Stelle machte Hans Kurt von und zu dem Walde, der trotz allem, was geschehen, noch immer seine Leutnantscharge und seine Stellung als Adjutant des Erbprinzen inne hatte, die Honneurs des Schlosses. Soeben kam er der schönen Mataswintha entgegen und begrüßte sie mit einer Herzlichkeit, wie sie nur Leute für einander haben, welche miteinander sehr vertraut stehen. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er aber nahm ihren Arm und drückte seine Lippen wiederholt auf dieses glänzende Gebilde, das der weißen Schlange im Märchen glich.

Plötzlich kam der Erbprinz und wollte sich halbtot lachen. Ebenso wie sein Adjutant sich mit der Gräfin duzend, rief er schon von weitem:

„Ich sterbe, Kinder, ich sterbe! Der Alte ist wie toll und er läßt dich überall suchen, Mataswintha, du mußt ihm entschieden nachher eine Ansichtspostkarte schicken.“

„Pah!“ machte die Gräfin, „ich habe mich doch nicht als Krankenpflegerin vermietet! … Oder meint ihr, es ist ein Vergnügen, dem hohen Herrn vorzulesen aus seiner Schlafpostille, ihm das Schlummerkissen zurechtzurücken und dann dazusitzen und die Daumen zu drehen, bis er wieder aufwacht.“

Alle lachten, der Erbprinz sagte:

„Wenn *mon cher père* wüßte, daß du hier bei uns bist und den Ton angibst und obenein in einer Toilette, wie diese, dann würde er wahrscheinlich nicht zögern, auch an unseren Vergnügungen teilzunehmen!“

„Oder,“ bemerkte ein anderer Kavalier, „Durchlaucht werden geruhen, uns alle zu sich hinüber ins Schloß zu laden.“

„Oder aber,“ meinte Hans Kurt, „er würde unserer ganzen Herrlichkeit ein plötzliches Ende bereiten!“

Der Erbprinz, der offenbar schon in sehr animierter Stimmung war, wollte sich bei dem Gedanken, sein Vater könnte plötzlich hieher kommen, gar nicht beruhigen, er lachte immerfort und ging schließlich mit der Königin des Festes davon, um den Tanz zu eröffnen.

Die Festesfreude schlug nun immer höhere Wogen, es wurde gelacht, getrunken und gescherzt, drinnen wogte der Tanz und draußen lustwandelten die Paare in den illuminierten Alleen des Gartens, über den der Sternenhimmel seine unvergängliche Pracht wölbte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mitternacht war es, der Kammerdiener des Fürsten, Willibald Amwege, lag in seinem braunen Lederstuhl, vollständig angezogen natürlich, denn er konnte jede Minute gewärtig sein, vom Fürsten gerufen zu werden. Er war eben über dem Roman, den er las, ein wenig eingenickt, als es klingelte … Aber das war nicht die Glocke aus dem Zimmer seines Herrn, es kam offenbar vom Flur her aus dem Entresol, das Klingeln … wer konnte es denn sein, der so spät noch zu ihm wollte? Mit der Lampe über seinem Haupte leuchtend, stieg er die Wendeltreppe hinunter und sah durch die vergitterten Glastüren den Franz Hartkopf, den bisherigen Kammerdiener des Erbprinzen, stehen, den dieser vor kurzem entlassen hatte.

Willibald Amwege war ein mitfühlender Mensch. Er wußte, wie schwer Fürstendienst ist, und daß oft eine bloße Laune der hohen Herren genügt, um einen Menschen aus Lohn und Brot zu bringen. Der Erbprinz besonders stand bei der ganzen Bedientenschaft in dem üblen Rufe, daß er seine Leute mit absoluter Willkür behandle. Wenn ihm die Mütze schief saß, war er imstande, auch den, der seine Pflicht bis ins kleinste erfüllte, mit Fußtritten und Schlägen seiner Reitpeitsche zu regalieren. Er machte das zwar später mit Geldgeschenken oft wieder gut. Wenn aber jemand im Moment, wo er zuschlug, sich diese unwürdige Behandlung nicht ohne weiteres gefallen ließ oder sich irgendwie verantworten wollte, so entließ er den Betreffenden augenblicklich.

Das war dem Rothaarigen geschehen und Franz Hartkopf brütete Rache.

„Was wollt Ihr denn noch so spät?“ fragte der dicke Herr Amwege seinen entlassenen Kollegen.

„Ich habe Euch etwas mitzuteilen,“ flüsterte der Kammerdiener des Erbprinzen.

„Nun, das hätte doch auch wohl bis morgen früh Zeit gehabt.“ Herr Amwege schüttelte sein wohlfrisiertes, hinten schon bedenklich kahles Haupt. „Ist es denn so sehr wichtig, was Ihr mir zu sagen habt?“

Franz Hartkopf lächelte höhnisch.

„Nun, wie man’s nimmt, wenn Euch das Interesse Eures fürstlichen Herrn am Herzen liegt, dann ist’s wohl schon wichtig.“

„Seiner Durchlaucht?“

„Seiner Durchlaucht,“ echote der andere, „allerdings … ich glaube sogar, Seine Durchlaucht würde mich wieder in ihre Dienste nehmen, wenn ich das als Lohn dafür beanspruchte, aber mir ist Geld lieber.“

Er blickte den fürstlichen Kammerdiener von unten herauf lauernd an und sagte:

„Denn Geld muß ich haben, Kamerad, viel Geld!“

Der Kammerdiener zuckte die Achseln.

„Ob sich das machen lassen wird, das kann ich nicht sagen, ich müßte auch zum mindesten erst wissen, was Seine Durchlaucht erfahren soll von Euch, denn … verzeiht mir, aber Ihr mögt sonst ein ganz kluger Junge sein, doch nach wichtigen Mitteilungen für hohe fürstliche Personen seht Ihr mir nicht aus.“

„Nun, wie Ihr wollt,“ meinte der Rothaarige, „dann kann ich ja mit meiner Weisheit wieder abgehen!“

„Wartet doch noch, wartet doch noch, es wird sich ja reden lassen mit meinem fürstlichen Herrn! … Was verlangt Ihr denn für eure Botschaft?“

„Hundert Taler! … Und zwar, lieber Kamerad, Ihr sollt sie mir geben, denn wenn erst der Fürst erfahren haben wird, was ich ihm sagen will, dann möchte er am Ende die Auszahlung vergessen. Ihr hingegen werdet das Geld gleich später leicht wieder bekommen und Ihr werdet euch bei eurem fürstlichen Herrn dadurch unersetzlich machen.“

Der Kammerdiener schüttelte noch immer den Kopf. Endlich sagte er:

„Nun gut, ich werde Euch vorläufig zehn Taler geben, wenn Eure Nachricht wirklich so wichtig ist, bekommt Ihr das andere, sobald ich sie gehört habe. Ist es aber nur leerer Spuk, was ihr mir zu sagen habt, so kann ich Euch auch das übrige Geld nicht geben.“

Franz Hartkopf dachte nach.

„Ihr werdet mir also wirklich das Geld zahlen, wenn die Nachricht für Euren Herrn wichtig ist, schwört mir das!“

„Ich schwöre es.“

„Gut, dann hört: In der Solitude ist heute wieder eins jener Feste, die, wie ihr wohl wissen werdet, unser Erbprinz seinen Freunden gibt …“

Der Kammerdiener nickte.

„Ja, und was weiter?“

„Bei diesem Fest,“ fuhr der Rothaarige fort, „ist als die erste und schönste die Gräfin von Randow beteiligt. Sie ist, wie ich von ihrem eigenen Kutscher erfahren habe, dorthin gefahren, und zwar in der Begleitung ihres erklärten Freundes, des Leutnants von und zu dem Walde … Nun, was sagt Ihr dazu?“

Der Kammerdiener drehte sich halb um und sagte:

„Wartet einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Euch.“

Aber der andere hielt ihn am Rockschoß fest:

„Nein, nein, so kommt Ihr mir nicht fort, da könnte ich wohl lange warten, bis Ihr wiederkommt. Erst das Geld!“

„Aber so wartet doch,“ wollte ihn der Kammerdiener beschwichtigen, „ich habe doch das Geld nicht bei mir, ich hole es ja sofort und komme gleich wieder! …“

Der andere machte eine energische Handbewegung.

„Nichts da, zeigt eure Börse her, was ihr bei euch habt, ihr werdet doch nicht wortbrüchig werden wollen?!“

Und seufzend und stöhnend holte Herr Amwege seine grüne Seidenbörse heraus und zählte dem andern etwas über fünfzig Taler in die Hand, die er bei sich hatte, mit dem festen Versprechen, ihm das Übrige zu geben, sobald er selbst es vom Fürsten wiederbekommen hätte.

Innerlich nahm er sich fest vor, dem Verräter auch nicht einen Pfennig mehr zu geben, er selbst, dessen war er sicher, würde den zehnfachen Betrag aus dieser Nachricht für sich herausschlagen.

Franz Hartkopf ging brummend ab, während sich Willibald Amwege mit diskretem Klopfen bei seinem fürstlichen Herrn anmeldete.

Aber er mußte dieses Klopfen noch diversemale wiederholen, ehe ihm ein ärgerlich hervorgestoßenes „Herein“ den Eintritt gestattete.

Max VII., der sich niemals, auch wenn er ganz allein war, die Bequemlichkeit eines Hausrockes gestattete, saß kalt und unnahbar vor seinem Arbeitstisch in dem hochlehnigen Lederstuhl, dessen Schnitzerei das Wappen der Hohenhainer und die goldene Fürstenkrone schmückte.

„Was willst du?“ herrschte er den sich in devotester Haltung nähernden Kammerdiener an.

Der Kammerdiener, der nur einen Moment aufblickte, hatte aber doch die Photographie gesehen, welche Max VII. beim Eintritte des Alten rasch mit einem Aktendeckel bedeckt hatte.

Der Fürst war in den Anblick Mataswinthas versunken gewesen, deren wunderbare Züge selbst auf der Photographie ihren faszinierenden Zauber nicht verleugneten. Darum war ihm diese Störung doppelt unangenehm.

Diese Frau war sein Leben und sein Sterben, er liebte sie zu sehr, als daß eine noch so vernünftige Erwägung, ein Mißtrauen oder Argwohn, sein Zorn und sein Schmerz über ihre Kälte oder die Wut über ihre Treulosigkeit ihn hätten von ihr abbringen können; er litt an dieser Liebe wie an einer Krankheit, die denjenigen, den sie einmal befallen hat, endlos quält, bis er an ihr zugrunde geht. Und seine Eifersucht ließ ihn nicht ruhen weder bei Tag noch bei Nacht. Jeder Blick, den die Schöne einem andern gönnte, war ein Dolchstich in das Herz dieses zu früh gealterten Mannes, der das Feuer der Jugend nie gekannt hatte, bis diese Frau ihn zu einer späten und leidenschaftlichen Glut begeisterte. Und wenn er selbst sich tausendmal zu sagen suchte, daß es richtiger für ihn wäre, von ihr zu lassen, sie von seinem Hof zu verbannen und nie wieder einen Gedanken an sie zu verschwenden, so zeitigte der nächste Augenblick nichts anderes als den leidenschaftlichsten Wunsch, sie zu sehen, an seine Brust zu reißen und ihr göttlich schönes Gesicht mit den Küssen der Sehnsucht und der Liebe zu bedecken.

Und in diesen fieberhaften Wünschen unterbrach ihn der Eintritt des Bedienten.

„Was willst du?“ fragte er nochmals, da der Bediente, dem jetzt doch etwas Angst wurde vor der offenbar bösen Laune seines Herrn, mit seiner Antwort zögerte.

„Ich habe Euer Durchlaucht eine Botschaft zu bringen.“

„Was?“ fragte der Fürst kurz.

„Ich bitte um Verzeihung,“ der Diener sprach absichtlich langsam und gedehnt, „wenn ich mit dem, was ich Euer Durchlaucht mitzuteilen habe, die Gefühle und Empfindungen Euer Durchlaucht peinlich berühren sollte, aber als treuem Diener meines Herrn ist es mir nicht möglich, die Kenntnis solcher Dinge für mich zu behalten … wenn ich sehe, wie dieses gütevolle Herz mißbraucht wird, wie für alle Freundlichkeit und Huld nur … o … ich weiß den Ausdruck dafür nicht zu finden, Euer Durchlaucht! …“

Der Fürst war aufgestanden. Aus seinen Minen leuchtete Wut und Verachtung. Mit gedämpfter Stimme sagte er:

„Was willst du von mir, du erbärmliche Kreatur? … Sage, was du mir zu sagen hast, oder scher’ dich fort und laß dich nie wieder vor meinen Augen sehen!“

Der Kammerdiener zuckte ängstlich zurück!

„Ich meinte es gut, Durchlaucht … ich habe Euer Durchlaucht nicht … nicht …“

Dem Fürsten war die Röte ins Gesicht gestiegen.

„Rede,“ donnerte er, „sprich, was hast du mir zu sagen?“

Und nun platzte der Diener in seiner Todesangst heraus:

„Die Gräfin von Randow ist beim Erbprinzen zum Feste …“

Des Fürsten Hand suchte tastend eine Stütze auf dem Sessel. Dann sagte er tonlos:

„Gib mir meinen Mantel und sechs Mann von der Schloßwache mit einem Leutnant sollen sich bereit halten!“

* * *

Das Fest im Garten des Erbprinzen hatte seinen Höhepunkt erreicht. Nun war es wirklich, als seien die Marmorgöttinnen von ihren Postamenten gestiegen und eilten Thyrsos schwingend und Evoe rufend durch die erleuchteten Alleen.

Der Sekt, von dem die Diener immer neue Körbe herbeischleppten, hatte die Köpfe und Herzen noch heller illuminiert, und die Fröhlichkeit und der Jubel kannten keine Grenzen. Der schöne Wahnsinn Cupidos und Amors hatte alle ergriffen und unwillkürlich beherzigte jeder den Spruch Goethes, daß erlaubt sei, was gefällt. Allen voran aber schwebte wie die Göttin des Glücks, welche die Sterblichen in Tod und Seligkeit hineinzureißen vermag, ihr goldrotes Haar wie eine feuerfarbene Fahne schwenkend, die schöne Mataswintha von Randow.

Der Leutnant von und zu dem Walde, als Liebesgott verkleidet, folgte ihr wie ein Schatten und sie gab ihm so deutliche Beweise ihrer Huld, daß alle die unzähligen anderen Anbeter dieser glänzenden Erscheinung sich in respektvoller Entfernung hielten.

Die Musik ließ ihre tollen, verlockenden Weisen erschallen, die Paare drehten sich in wildem Reigen und der Lärm war so groß, daß man eine Zeitlang die donnernden Schläge überhörte, welche die hohen Gartenpforten erbeben ließen. Dann aber kam ein Bedienter schreckensbleich zu dem Haushofmeister des Erbprinzen gestürzt, teilte diesem etwas mit, was den Herrn sich in fliegender Eile zu Seiner Hoheit begeben ließ. Und kaum hatte der Erbprinz die ihm zugeflüsterten Worte verstanden, als er schnell den Saal verließ, in sein Zimmer hinaufsprang, einen weiten Mantel umwarf und in Begleitung seines Haushofmeisters zu einem Hinterpförtchen aus dem Schlosse enteilte. Er hatte keine Lust, seinem Vater in diesem Augenblicke gegenüberzutreten.

Der die vor dem Tore stehenden Soldaten befehligende Leutnant hatte inzwischen die herbeieilenden Bedienten aufgefordert, das Tor zu öffnen: Seine Durchlaucht der Fürst selber begehre Einlaß.

Und schreckerstarrt hatten die Diener des Erbprinzen diesem Befehle Folge geleistet.

Vor den hereinmarschierenden Soldaten ging neben dem Leutnant eine vermummte Gestalt, vor der alle scheu zurückwichen, denn jeder ahnte das nun hereinbrechende Strafgericht, das der Vater selbst abhalten wollte über die Zügellosigkeiten des Sohnes.

Am Eingang zu dem lichterhellten, von rauschendem Jubel erfüllten Saal ließ der Fürst das Militär warten, wie ein düsteres Gespenst stand er selbst plötzlich mitten unter den Tanzenden.

Da kam die Mataswintha am Arme des Liebesgottes, von Wein und Küssen berauscht, im schnellsten Fluge daher!

Der im Mantel, um den sich schnell ein Kreis von Zuschauern, halb erschrocken und andere wieder belustigt und zu Neckereien aufgelegt, gebildet hatte, streckte seinen rechten Arm dem herantanzenden Paare entgegen und riß sich mit der Linken die verhüllende Kapuze vom Haupt.

Der Leutnant wich zurück, als habe er im Rausche des Tanzes übersehen, daß er in einen Löwenzwinger hineingeraten sei, als er sich nun plötzlich dem wütenden Könige gegenüber sah. Anders Mataswintha. Nur einen kleinen Moment war sie perplex, dann brach sie in ein helles Lachen aus und rief:

„Ach, Durchlaucht, auf eine reizendere Idee, als uns hier zu überraschen, hätten Sie gar nicht kommen können. Und dazu diese drollige Vermummung, in der Ihr plötzlich erscheint, die wie Banquos Geist wirkt! Darf ich Euer Durchlaucht um einen Tanz bitten?“

Sie neigte sich mit ihrem verführerischsten Lächeln vor ihm, daß er ihr schimmerndes Haar bewundern konnte. Aber der Fürst sagte kein Wort.

Er sah sich mit einem Gesicht, aus dessen steinerner Härte selbst der Zorn verschwunden war, in der Gesellschaft um, dann rief er den Namen des Offiziers, der draußen vor der Tür Wache hielt, und als die Mannschaften mit stampfenden Tritten hereinmarschierten, sagte er laut und vernehmlich:

„Verhaften Sie diese Frauensperson, Herr Leutnant! Und ebenso diesen Menschen, der das Ehrenkleid seines Fürsten nie wieder anziehen wird, und führen Sie beide sofort auf die Schloßwache ins Gefängnis.“

Dann wandte sich der Fürst und schritt, ohne auch nur einen einzigen Blick auf irgend einen der Anwesenden zu verschwenden, zum Saale hinaus.

Am nächsten Tage brachte das Regierungsblatt, der Hohenhainer Anzeiger, die Nachricht, die Gräfin Mataswintha von Randow und der Leutnant Kurt von und zu dem Walde seien beide des Landes verwiesen worden.

Über den Grund zu dieser ebenso plötzlichen als scharfen Maßnahme wurde nichts bekannt gegeben. Aber einige Tage später wurde unter derselben Rubrik mitgeteilt, daß der Erbprinz sich auf Anraten seines Arztes zu einer Reise ins Ausland entschlossen habe. Die Eingeweihten wußten, daß diese Reise einer zeitweiligen Verbannung vom väterlichen Hofe gleichkam.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Ritter Hans Lux von Schroppsdorf saß in seiner Zelle und nähte Säcke.

Diese Zelle war drei Schritt lang und zwei Schritt breit. Hans Lux, der ein hochgewachsener Mann war, langte mit dem ausgestreckten Arm fast bis an die geschwärzte Decke. Ein Tisch stand darin, ein dreibeiniger Schemel, ein Wasserkrug und ein Eimer. Auf einem kleinen Bord an der Wand stand der Suppennapf und ein hölzernes Messer lag dort neben einer alten Bibel.

In diesem Gefängnis, das durch ein nicht großes, vergittertes Fenster sein trübes Licht erhielt, saß der Hauptmann jetzt seit einem halben Jahre.

Seine dunkelbraune Gesichtsfarbe war fahl und grünlich geworden, die Haut spannte sich straff über die eckige Kopfform, sein Kopf war kahl geschoren und das Gesicht glatt rasiert. Aber die Augen, seine großen, dunklen Augen brannten in unvermindertem Feuer und aller Stolz, alle Auflehnung gegen sein hartes Schicksal und die Unverwundbarkeit einer durch alle Leiden gegangenen Seele hatte sich in die dunkle Tiefe dieser Augen zurückgezogen und leuchtete jedem, der dem Gefangenen gegenübertrat, stahlhart und kalt entgegen.

Er durfte nicht aufsehen von seiner Arbeit, um die ihm pro Tag aufgegebene Anzahl von Säcken fertigzustellen. Ein Gefangener, der mit seinem Arbeitspensum mehr als dreimal im Rückstande blieb, wurde in den Bock gespannt und gepeitscht. Und das war das einzige, vor dem Hans Lux zurückbebte. Seine Selbstachtung und das reine, schadlose Gewissen hoben ihn über alle Mühseligkeiten, über alle die bitteren Demütigungen und den wilden Schmerz seiner Gefangenschaft hinweg. Aber daß die Hand eines rohen Knechtes sich an seinem Körper vergriffen hätte, daß sein Fleisch gezuckt hätte unter den Peitschenhieben des Gefangenwärters, das hätte er nicht überlebt. Er hatte sich fest vorgenommen, daß er, wenn seine Kräfte nicht ausreichen sollten, die ihm auferlegte Arbeit fertigzustellen, in der Nacht vor der Exekution einer etwaigen Prügelstrafe sich in seiner Zelle aufhängen wollte. Nicht etwa, weil ihm vor den Schmerzen, so furchtbar sie auch sein mochten, bangte. Nur sein Stolz wäre nicht imstande gewesen, diese letzte bitterste Schmach zu ertragen.

Aber bisher gelang es ihm, wenn auch nur mit Aufbietung seiner äußersten Kräfte, das Pensum regelmäßig abzuliefern. Noch hatte ihn keine jener fürchterlichen Hausstrafen getroffen, unter denen seine Mitgefangenen jammerten und ächzten.

Er sah, wie die, welchen man wegen einer unbedachten Geste, wegen eines zu lauten Wortes auf Tage und Wochen die Kost entzog, wie diese Armen hungerten! Und sein edles Herz trieb ihn, von den eigenen Brotrationen, die er fast niemals bewältigte, den Hungernden etwas abzugeben. Aber der einmal gefaßte und unwiderrufliche Entschluß, nichts gegen das Reglement des Zuchthauses zu unternehmen, ließ ihn sein Mitleid unterdrücken und die Bitten der Unglücklichen mit einem kalten Schütteln des Kopfes zurückweisen.

Das Wehgeschrei der Gepeitschten drang aus dem Keller des Hauses zu ihm herauf, und er hörte den wütenden Lärm der anderen Gefangenen, die bei diesen jämmerlichen Tönen in Raserei gerieten und mit ihren Schemeln gegen die Mauer schlugen. Er selbst aber, dem Haß und Wut über die harten Schergen fast das Herz zerriß, er blieb ganz ruhig. Der Oberinspektor des Gefängnisses, ein wegen seiner Grausamkeit und unerbittlichen Härte besonders gefürchteter Mensch, trat, während solch eine Exekution im Keller vollzogen wurde, zu ihm in die Zelle und begann ein gleichgültiges Verhör über seine früheren Lebensverhältnisse mit dem Gefangenen.

Hans Lux stand, wie es die Vorschrift war, in stramm soldatischer Haltung neben seiner Pritsche und sah den Beamten unverwandt an.

Dieser beobachtete ihn wie eine Katze die Maus.

Aber Hans Lux wußte, daß diese Menschen nur darauf warteten, daß er ihnen einen Anlaß gäbe, sich an ihm zu reiben. Sein Auge verschleierte sich unter dem Inquisitorblick des Oberinspektors, sein Gesicht ward zu einer steinernen Maske und seine Stimme antwortete tonlos und ohne eine Spur von jenen seelischen Schmerzen zu verraten, auf alles, was der Mann in der Uniform von ihm wissen wollte.

„Du hast dir das wohl nicht träumen lassen, daß du einmal noch Säcke nähen wirst?!“ Dieses „du“, mit dem die Zuchthäusler angeredet wurden, war für Hans Lux fürchterlicher als jeder Zwang und alle Arbeit. „Schmeckt dir auch wohl gar nicht so recht, die Arbeit? Möchtest wohl am Ende lieber Schreiber werden, unten im Bureau, was?“

Hans Lux schwieg.

„Na, so antworte doch, Kerl, oder soll ich dich wegen Disziplinverletzung zur Anzeige bringen?“

„Ja!“ sagte Hans Lux.

„Was heißt ‚Ja‘? Antworte mit einem ganzen Satz!“

„Ich möchte lieber Schreiber im Bureau sein.“

„So.“ Der Oberinspektor grinste höhnisch. „Das könnte dir wohl so passen, mein Bürschchen? … Na, du wärst gerade der rechte, den wir da unten brauchen könnten! Wechselfälscher! Hahaha! Wechselfälscher! Damit du uns unten auch die Bücher, die Rechnungen fälschst?! … Denn Prinzessinnen zu verführen gibt’s hier nicht! Nee, mein Junge, du bleibst hier oben und nähst deine Säcke, und wehe dir, wenn du dein Pensum nicht lieferst!“

Er kam immer dichter mit seinem typisch bösen Kopf an das Gesicht des Gefangenen heran, das unbeweglich blieb, als sei es zu Stein geworden.

Als der Oberinspektor gegangen war, ließ sich Hans Lux keine Zeit, über diese widerwärtige Behandlung nachzudenken. Die Unterredung mit seinem Henker hatte ihn mehr als zwanzig Minuten Zeit gekostet, und er mußte eilen, wenn er diesen Verlust bei der Arbeit wieder einbringen wollte. Dabei schmerzten ihn die Augen,

denn die Beleuchtung war besonders an so grauen Tagen, wie der heutige, ganz ungenügend, und die braune Sackleinwand, in der man die Stiche nicht sah, tat den Augen weh.

Aber er hatte noch nicht lange gearbeitet, da erscholl schon die Mittagsglocke und bald darauf kam der Aufseher mit einem Kalfaktor herein, der den Blecheimer trug, in dem sich das Essen, in Wasser gequollener Reis mit etwas zerlassenem Fett und Kümmelkörnern gewürzt, befand.

Diese Kost war von allen Gerichten, die es hier gab, das schlechteste.

„Blauen Heinrich gibt's heute," sagte der Aufseher. „Was meinst'n dazu, mein Jungchen?"

Der Hauptmann, dessen scharfer Verstand längst begriffen hatte, daß mit diesem Manne, wenn man auf seine Scherze einging, sehr gut auszukommen war, erwiderte lächelnd:

„Man muß die Feste feiern, wie sie fallen, Herr Aufseher, morgen gibt's vielleicht wieder saure Bohnen mit Speck."

„Nee, mein Jungchen, das bild' dir nu mal nich ein, am Ende werden sie euch noch jeden Tag Hasenbraten vorsetzen, das könnte euch so passen!"

Damit ging er nun in Begleitung des Kalfaktors, der inzwischen den Eßnapf des Gefangenen gefüllt hatte, wieder hinaus.

An das Essen konnte sich Hans Lux doch gar zu schwer gewöhnen. Diese ewigen Hülsenfrüchte, der geschmacklose Reis, der gänzliche Mangel an der für ihn so notwendigen Fleischnahrung und nicht zum wenigsten auch die Entbehrungen, die ihm das Rauchverbot und das endlose Wassertrinken auferlegten, all das machte ihn oft schwermütig und lebensunlustig.

Er war gewiß kein materiell veranlagter Mensch. Aber sein durch Übungen aller Art gestählter Körper verlangte auf der anderen Seite nach reichlicher und kräftiger Ernährung. Da er nie viel Fett auf dem Leibe gehabt hatte, so hatte er jetzt in dieser mageren Zeit nicht das geringste zum Zusetzen, und die Entbehrungen begannen schon seine Muskeln und seine Kräfte anzugreifen.

Mit Entsetzen sah dieser Athlet den Tag kommen, wo es ihm nicht mehr möglich sein würde, jede Kraftleistung von seinem Körper zu verlangen, und er, der jetzt vierzig Jahre alt war, sagte sich mit vollem Recht, daß nur eine ganz entsprechende Lebensweise ihm seine Stärke und Gewandtheit, auf die er mit Recht stolz war, wenigstens ein Jahrzehnt noch erhalten könnte.

Er wollte nicht als ein ruinierter Mensch diese Mauern verlassen. Wenn er den Kampf mit dem Leben unter soviel ungünstigeren Bedingungen wieder aufnehmen mußte, dann sollten ihm wenigstens die Fähigkeiten nicht mangeln!

Der Ritter von Schroppsdorf war fest überzeugt, daß er auf der Welt allein stände. Ganz allein.

Seine früheren Freunde würden ihm sicherlich, wenn er die Sträflingsjacke ausgezogen hätte, ihre Hand nicht mehr reichen. Seine Eltern waren tot und Geschwister besaß er nicht. Allerdings einen Onkel, den er früher einmal zu beerben gedacht hatte, dessen Liebling er gewesen und dem er selbst aufrichtig ergeben war.

Aber seit man ihn zu dieser entehrenden Strafe verurteilt hatte, war ihm auch von diesem Verwandten keine Nachricht mehr gekommen.

Nur zu natürlich! Sein Onkel Stephan, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn und ein überzeugter Anhänger des Herzogs von Almira, konnte nicht glauben, daß die bloße Intrige eines Nachbarstaates hinreichte, um einen altadeligen Kavalier in Schmach in Schande und auf Jahre hinaus ins Zuchthaus zu bringen. Der alte Herr mußte annehmen, sein Neffe hätte wirklich jene verhängnisvollen Papiere gefälscht, und nahm er das an, war er davon erst einmal überzeugt, dann existierte der Neffe nicht mehr für ihn. An eine Verzeihung war gar nicht zu denken.

Hans Lux hatte auch nie ein Wort gesprochen, nie einen Federstrich getan in der Absicht, den alten Herrn zu versöhnen. Sein Stolz verbot ihm das ebenso, wie sein Verstand die Unmöglichkeit einsah.

Da blieb nur ein Mensch auf der ganzen Welt, auf den er früher einmal geschworen hatte, dessen Treue ihm fester wie Mauern dieses Zuchthauses erschienen war. Und diese Treue hatte gelogen. Damit war sein Vertrauen zu den Menschen überhaupt erschüttert. Er glaubte niemand mehr, weil er der einen, die er mehr geliebt hatte als sein Leben, nicht mehr glauben konnte.

Seit einem halben Jahre hatte er nichts mehr von der Prinzessin Margarete gehört, aber er wollte auch nichts mehr von ihr hören.

Wenn sie sich dadurch, daß man ihn ins Zuchthaus schickte, selbst hätte retten können! … Wenn ihr durch die Beschuldigung seiner Person irgend ein Vorteil entstanden wäre, und wäre er noch so gering gewesen, er hätte es ihr vielleicht verziehen. Zum mindesten hätte er es verstanden. Aber so blieb ihm alles unverständlich. Er wußte ja nicht, daß die Prinzessin im Irrenhause war. Auf jenen Brief, den er ans dem Untersuchungsarrest durch den alten Sergeanten an sie befördert hatte, war nie eine Antwort an ihn gelangt. Und seine Wärter hatten den strengsten Befehl, jedes Gespräch zu vermeiden und besonders über diesen Gegenstand ihm eine Auskunft schroff zu verweigern.

So nahm der Ritter von Schroppsdorf an, daß die Frau, um derentwillen er jetzt so viel leiden mußte, in die Enge getrieben von ihren Verwandten, ihn zuerst vielleicht nur verleugnet hatte. Dann aber, als man sie schärfer inquirierte, als man Positives über ihre Untreue zu wissen begehrte, hatte sie ihn, so dachte er, dieser Verbrechen bezichtigt, um einen unbequemen Zeugen aus dem Wege zu schaffen …

Kannte sie ihn denn so wenig? Hatte sie wirklich geglaubt, er würde jemals irgend einem Menschen etwas über sie sagen? O, wie klein, wie gering waren doch diese Frauen, die nicht einmal imstande waren, die Größe der Liebe eines Mannes zu

begreifen! … Daß sie sie erwidern, in gleicher Stärke erwidern sollten, wer wollte das verlangen? …

Aber ihn so mit Füßen treten; ein Herz, was nur Liebe und Ergebenheit fühlt, so hundsföttisch behandeln, nur aus Feigheit, aus Laune vielleicht, nein, das war schändlich! Das zerriß ein Vertrauen, welches einst die ganze Menschheit umfaßt hatte, und welches sich der einen einzigen gegenüber zu einer grenzenlosen Hingabe gesteigert hatte, auf immer und ewig …

Er wollte nicht mehr an sie denken!

Er wollte überhaupt an nichts mehr denken. Was ihm noch auf Erden zu tun blieb, das war seinem Geiste klar vorgezeichnet. Er hatte diese Strafe abzusitzen und das Zuchthaus durch die für den Entlassenen offene Tür zu verlassen, um dann sein ganzes Vermögen, alle Kraft, die ihm noch geblieben war, seinen ganzen Mut und seine ganze Leidenschaft dafür einzusetzen, daß seine Ehre wieder reingewaschen wurde, daß man anerkannte, er sei kein Verbrecher, er habe weder jene Wechselfälschungen noch diesen Diebstahl begangen. Es war sein fester Wille, auch dann noch die Frau zu schonen, deren Bild ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen würde. Er wollte auch dann noch mit aller Zartheit und Rücksicht gegen sie vorgehen, aber er wollte und mußte sie zwingen, ihn zu rehabilitieren.

Während er das dachte, flog die Nadel in seinen jetzt schwielig und rauh gewordenen Fingern durch die häßlich riechende Leinwand, und als es Abend wurde, zwang er sich trotz seiner tränenden Augen zu immer größerer Eile, denn es blieb ihm von seiner Aufgabe noch ein gut Teil zu tun. Trotz aller Bemühungen schaffte er sie jedoch an diesem Tage nicht.

So legte er sich denn mit einem peinlichen Gefühl, nachdem er ein Stück hartes Brot und einen Schluck Wasser genossen hatte, auf die Pritsche. Würde er am nächsten Tage das Versäumte nachholen können? Oder trat jetzt jener merkwürdige und schwer erklärliche Zustand bei ihm ein, von dem ihm der Kalfaktor des Arbeitsaufsehers beim Abholen der fertigen Säcke gesprochen hatte? … Bei ganz fleißigen Leuten, die immer ihr Pensum geliefert hatten, zeigte sich, wie jener sagte, auf einmal eine Lethargie des Willens, vielleicht auch ein Nachlassen der Kräfte, das die volle Lieferung der natürlich nicht gering bemessenen Arbeit unmöglich machte. Diese Leute konnten dann tun, was sie wollten, entweder sie arbeiteten gut und brauchbar, wie es verlangt wurde, dann lieferten sie ihr Pensum nicht, oder aber sie lieferten das Pensum, und dann wurde die Arbeit als unbrauchbar von den Fabrikanten beanstandet.

In jedem Falle machte sich der Gefangene straffällig. Und die Direktion kannte keine Nachsicht.

Nach drei unfertigen Pensen wurde der Gefangene beim Direktor gemeldet, und dieser, ein kleiner, alter Mann mit völlig kahlem Kopfe, der in seinem Direktorialzimmer noch einen besonderen Holzverschlag sich hatte errichten lassen und der stets eine große, auf den Mann dressierte Dogge vor diesem Verschlage liegen

ließ, während er selbst durch das kleine Guckfenster seine Strafen diktierte, dieser Direktor fragte den Arzt, der in solchen Fällen zugezogen wurde, ob der Gefangene imstande sei, die Prügelstrafe auszuhalten, und bejahte das der Arzt, so wurde der Gefangene hinausgeschickt. Gesagt wurde ihm nichts. Aber er kam weder in seine eigene Zelle, noch in den Untersuchungsarrest zurück, sondern ohne weiteres in die sogenannte Prügelzelle. Dort stand ein aus Holz und Leder konstruierter Apparat, das Pferd genannt, ähnlich dem, welches die Turner zum Springen benutzen.

Sowie der Gefangene, dem man erst noch Zeit ließ, sich einige Stunden mit der Angst vor dieser fürchterlichen Strafe herumzuquälen, seines Anzuges entledigt und dafür nur mit einer gewirkten Hose bekleidet war, mußte er sich mit dem nackten Oberkörper auf den Bock legen, auf den man ihn alsdann mit Riemen festschnallte. Ebenso wurden die Beine an die Holzfüße des Pferdes festgeschnallt.

Und dann kam der Aufseher, der ein für allemal das Amt des Prügelmeisters übernommen hatte – ein Gulden wurde ihm für jede derartige Exekution bezahlt – ergriff die vorher in Wasser gelegte daumenstarke Weidenrute und schlug nun nach dem Kommando des Oberaufsehers auf den Festgeschnallten ein.

Hatte der Arzt gerade Zeit, oder handelte es sich um nicht sehr starke Gefangene, so beaufsichtigte er die Exekution, fühlte hin und wieder den Puls des in seiner Marter brüllenden Zuchthäuslers und verfügte die Abnahme des Gefangenen vom Pferde, falls dieser vor dem fünfundzwanzigsten Hiebe ohnmächtig wurde.

Der Oberaufseher zählte ganz langsam, denn es sollte nach den ausdrücklichen Bestimmungen des Strafreglements dem Schmerz jedesmal hinreichend Zeit gelassen werden, von einem Schlage bis zum anderen dem Gezüchtigten ordentlich wehe zu tun, und da der Profoß, oder wie die Gefangenen ihn nannten, der Herr Zahlmeister, aus allen Kräften zuschlug, so spritzte für gewöhnlich beim fünften oder sechsten Schlage schon aus der zerrissenen Webehose das Blut hervor. Daß ein Gefangener diese Strafe aushielt, ohne wie ein verwundeter Stier zu brüllen und mit seinem langgezogenen Geheul das ganze Haus in Erregung zu versetzen, das kam sehr selten vor. Solche Stoiker wurden dann auch gebührend bewundert und die Legende erzählte von einem Raubmörder, der wegen Unbotmäßigkeit dreimal hintereinander je fünfundzwanzig Hiebe erhalten hatte, dann vom Pferd gestiegen war, den Zahlmeister und den Oberaufseher zu Boden geschlagen und dem Doktor beinahe den Schädel an der Wand eingerannt hatte. Darauf hatte er sich der Schlüssel bemächtigt und war, wie ein Tiger alles vor sich niederreißend, aus dem Zuchthause entkommen …

Alles das hatte der geschwätzige Kalfaktor Hans Lux von Schroppsdorf beim Fortschaffen seiner fertigen Arbeit erzählt. Und der Ritter, dessen Körper zu ermüdet war, als daß der Schlaf ihm nicht bald hätte nahen sollen, nahm die fürchterlichen Schilderungen in seine Träume auf und warf sich stöhnend vor Entsetzen im Schlaf umher. Er hörte nicht, wie die Zelle sich öffnete, er sah nicht den Lichtschein, der, an den düsteren Mauern entlang flackernd, sich seinem Lager näherte, und fuhr mit einem Aufschrei empor, als eine Hand vorsichtig seinen Arm berührte.

* * *

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Hans Lux von Schroppsdorf stand noch verwirrt und ganz unangekleidet vor seiner Pritsche, als der Gefangenaufseher, leise in ihn hineinredend, ihm bedeutete, er wolle ihm zur Flucht verhelfen, jener solle tun, was er ihm sage.

Dieser Mann, der manchmal den Stationsaufseher vertrat und heute wohl Nachtdienst hatte, war bisher zwar zu dem Hauptmann nicht unfreundlich, aber er war auch keineswegs netter zu ihm gewesen als zu den übrigen Gefangenen. Sein blonder Kopf mit den ausdruckslosen Augen und der schmalen, spitzen Nase im breiten Gesicht verriet weder Intelligenz noch das Gegenteil. Vielleicht deuteten die herabgezogenen Mundwinkel und das nur wenig akzentuierte Kinn auf einen Mangel an Willensstärke und leichte Beeinflußbarkeit.

Hans Lux hatte bisher darüber nie nachgedacht, jetzt schoß ihm bei der Erwägung der Sachlage die Beurteilung des Mannes durch den Kopf, wie ein flüchtiges Moment, über das man sich eigentlich innerlich längst klar geworden ist, ohne sich doch der Tatsache recht bewußt zu werden.

Und wenn jemals, so galt es in diesem Augenblick, seine Entschlüsse rasch und doch vorsichtig zu fassen.

Konnte denn nicht dieser Mensch, der mitten in der Nacht in so geheimnisvoller Weise zu ihm kam, von seinen Feinden geschickt sein, um ihm eine Falle zu stellen! …

Man wollte ihn vielleicht zur Flucht verlocken, um ihn von einem der im Gefängnishofe patrouillierenden Posten niederschießen zu lassen! … Oder es handelte sich darum, ihn auf der Flucht zu fangen und seine Strafe alsdann zu verschärfen …

Aber alle diese Bedenken konnten nicht standhalten gegenüber der Möglichkeit, daß er in wenigen Minuten die Luft der Freiheit atmete, daß es ihm vielleicht gelänge, diese entsetzliche Zuchthausstrafe um neun Zehntel abzukürzen.

„Sind Sie denn ganz allein darauf gekommen," fragte er den Wärter, „mich zu befreien?"

Der Mann, der offenbar selbst sehr aufgeregt war, schüttelte den Kopf und zog ein Kuvert aus der Tasche:

„Das habe ich vergessen! …"

Hans Lux riß das Kuvert in nervöser Hast auf und zog den Briefbogen heraus, auf den mit fliegender Hand ein paar Zeilen hingeworfen waren:

„Die Frau Erbprinzessin befindet sich im Irrenhause. Ich bin hier, um Sie, Herr Hauptmann, zu befreien, und damit wir später auch meine geliebte Herrin aus der Gefangenschaft erlösen.

Martha Weißfohl."

Hans Lux griff sich an den Kopf, als wollte er sich selber bestätigen, daß er nicht mehr träume …

Die Geliebte hatte ihn also nicht verraten? Er hatte ihr, die man ins Irrenhaus gebracht und der man die ihn belastenden Aussagen wahrscheinlich abgezwungen hatte, er hatte ihr also bitteres Unrecht getan? … Sie liebte ihn vielleicht noch ebenso heiß wie damals, als sie beide in dem weltabgeschiedenen Landhause so glücklich waren! Sie war keine Verräterin, nein, nein! Sein Herz hatte sich ja immer dagegen gesträubt, das zu glauben.

Und überglücklich, daß wenigstens dieses eine Idol seines Herzens, das er schon zertrümmert gewähnt hatte, wieder auferstand in doppelter Schönheit, faltete er für einen Moment die Hände und vergaß ganz, wozu der Mann, der mit der kleinen Laterne neben ihm stand, hiehergekommen war.

Der Aufseher aber drängte ihn zur Eile und gab ihm im Flüstertone an, was er zu tun hätte, um das Zuchthaus unbehindert zu verlassen.

Und jetzt, nachdem Hans Lux einmal sich entschlossen hatte, die Flucht zu unternehmen, spannte er alle Kräfte seines Geistes und seines Körpers an, um sie auch mit Erfolg durchzuführen.

Der Aufseher hatte seinen Rock und die Hose ausgezogen und reichte sie dem Hauptmann mit der Weisung, diese Kleidungsstücke statt der Gefängniskleidung anzuziehen, ebenso sollte er seine Mütze aufsetzen und den Schlüsselbund nehmen, ihn selbst aber mit Streifen, in die er das Bettlaken zuvor zerrissen hatte, auf die Pritsche festbinden.

Hans Lux begriff. In wenigen Minuten stand er als schmucker Gefangenaufseher neben der Pritsche und mußte dem bereits festgebundenen Beamten auf dessen Geheiß die Fesseln noch fester anziehen, damit man ja nichts von der Komödie merkte. Alsdann nahm er die Laterne des Aufsehers, verließ die Zelle und begab sich, über den Weg, den er zu nehmen hatte, genau instruiert, die langen Korridore hinab ins Parterre, wo der zweite der beiden Nachtaufseher, auf einer Feldbettstelle liegend, offenbar mit Lektüre beschäftigt war. Das sah der Gefangene, während er an der halbgeöffneten Tür der Aufseherzelle vorüberging.

„Na, ist alles in Ordnung?“ fragte der Aufseher, ohne seine Lage zu ändern.

„Jawohl!“ gab Hans Lux zurück und ging weiter, ohne seinen Schritt zu beschleunigen.

Der andere hatte nichts gemerkt, sonst hätte er sich wenigstens wohl erhoben. Der Flüchtling kam jetzt an das schwere eiserne Gittertor, welches innerhalb des Zuchthauses die Zellenräume gegen die Bureaus der Oberbeamten abschloß.

Er schloß ruhig und vorsichtig auf, durchquerte den dunklen Gang und kam nun an das Portal, das in den Gefängnishof hinausführte.

Was er tun wollte, wenn irgend jemand ihm entgegenkäme, das hatte er sich genau überlegt; vor Blutvergießen schreckte seine noble und hochherzige Seele zurück, aber sein unwiderruflicher Entschluß, keine Möglichkeit unversucht zu lassen, um auf diesem Wege die Freiheit zu gewinnen, besiegte auch dieses Bedenken.

Noch waren seine Kräfte ungeschwächt, er wußte, daß er seinen Muskeln, welche so oft staunenswerte Proben ihrer Stärke abgelegt hatten, unbedingt vertrauen konnte. Deshalb wollte er es im Falle eines Widerstandes zuerst damit versuchen, seinen Widersacher niederzuringen und ihn in Wirklichkeit so zu knebeln, wie droben der Aufseher zum Schein gefesselt lag.

Auf dem Korridor dicht vor seiner Zelle hatte er einen Korb mit Bindfaden stehen sehen, der gebraucht wurde, um den Säcken, welche er und seine Mitgefangenen arbeiteten, Heftel zu geben. Und er trug eine ganze Rolle davon in der Tasche.

Jetzt war er draußen.

Der Frühlingssturm umtobte ihn und mit dem Gefühl einer unendlichen Befriedigung sog er die frische Luft in seine verstaubten Lungen ein.

Er stand eine ganze Weile im Schatten des Portals. Nicht aus Angst vor den Schwierigkeiten, welche seiner noch harrten, sondern um sich zu orientieren, um jede Möglichkeit auszudenken, der er dann durch seinen blitzartigen Entschluß begegnen wollte.

Und es war gut, daß er stehen blieb – der Posten kam hallenden Schrittes den schmalen gepflasterten Steg entlang, der rings um den schwarz in die Nacht ragenden Gebäudekomplex herumführte.

Hätte er auch nur einen Schritt vorwärts gemacht, würde jener ihn angerufen haben, und er, der alles überlegt hatte, der auf jede Eventualität vorbereitet war, hatte über alle dem Bedenken das ihm von seinem Helfershelfer gesagte Losungswort vergessen.

Jetzt stand er da in dem peinigenden Gefühl eines Menschen, dessen Rettung nur von ihm selbst abhängt, und der, an einer unbedeutenden Kleinigkeit scheiternd, nicht imstande ist, dieses winzige Etwas zu finden.

Er dachte und dachte, er strengte den Kopf an und folterte sein Gedächtnis wie nie in seinem Leben. Und schon wollte er in dumpfer Wut das Vergessene vergessen sein lassen und dort drüben an der Mauer, wo das Losungswort unerläßlich war, zum Hinauskommen Gewalt anwenden, als ihm das Wort plötzlich wieder einfiel.

„Sandrill“ hieß es.

Vielleicht hatte irgend ein Beamter, ein früherer Direktor, wer weiß wer, so geheißen. Der Gefangene ging jetzt mit so leichten Schritten, als sei er schon draußen Tausende von Meilen entfernt von seinen Schergen, über den dunklen Hof und tastete sich an der Mauer hin nach der kleinen Ausgangspforte.

Dort wachte ein eisgrauer, im Dienste des Zuchthauses alt gewordener Beamter.

In dem kleinen turmartigen Häuschen, das sah der Hauptmann durch das winzige Fenster, brannte Licht.

Festen Schrittes und zum äußersten entschlossen, klopfte er gegen die Scheibe.

Sofort fuhr der Graukopf wie ein böser Hund aus seiner Hütte hervor.

„Wer da?“

„Sandrill.“

„Passiert.“

Aber indem er dieses erlösende Wort sprach, verschwand auch sein mißtrauischer Kopf vom Fenster und der Hauptmann hörte das große Schloß gehen.

In Hans Lux’ Körper war jede Fiber bis zum Zerreißen gespannt.

Der Alte öffnete das Tor und sagte:

„Sind Sie es, Wischnewski?“

„Ja,“ erwiderte der Hauptmann.

Doch in diesem Augenblick erhob der alte Mann seine Laterne, und in demselben Moment wurde es dem Hauptmann klar, daß jener den Betrug durchschaute.

Die Laterne flog plötzlich zu Boden und verlosch, und auf den Mund des Alten, den Schrei, den er ausstieß, in seine Kehle zurückdrängend, preßte sich die eiserne Hand des Hauptmanns. Im nächsten Moment lag er auf ihm, drehte mit einer fabelhaften Gewandtheit den Körper des Alten um und drückte den Kopf in die abgefallene Mütze hinein.

Und rücksichtslos, ohne darauf zu achten, daß jener ersticken könnte, band er ihm Arme und Beine zusammen mit der Schnur, die er aus seiner Tasche zog. Dann schleppte er ihn zurück in das Häuschen, stopfte ihm ein Tuch in den Mund, dabei sich überzeugend, daß der Alte zu atmen vermöge, nahm die Schlüssel und entwich.

Sowie er draußen war, fing er an zu laufen. Und dieser Fehler in seiner Taktik, dieses plötzliche Sichüberschlagen der ruhigen Überlegung in seinem Kopfe wäre ihm fast noch verhängnisvoll geworden. Auch draußen patrouillierte nämlich Militär, und der Soldat, der jemanden laufen sah, legte nach dreimaligem erfolglosen Haltrufen das Gewehr an die Backe und schoß.

Der Hauptmann, der die Kugel an seinem Kopfe vorbeipfeifen hörte, fing an, im Zickzack zu springen. Dabei stürzte er aber mit vermehrter Schnelligkeit vorwärts.

Fünfmal krachte es hinter ihm, dann mußte der Soldat offenbar einen neuen Patronenkasten in sein Gewehr einschieben, und als dies geschehen sein mochte, hatte der Hauptmann den Schatten einer Baumreihe erreicht, über dessen lichte Zwischenräume er wie ein Hase hinwegsetzte.

Dort vom Ende der Allee klang es herüber, ein Ton, der sein Herz beben und jauchzen machte! Und es war doch nur das Wiehern eines Pferdes! …

In seinem Rücken hörte der Hauptmann die Verfolger nahen, offenbar ein Pikett Soldaten, das im Sturmschritt nahte und das nur deshalb wohl nicht schoß, weil ein Ziel vorläufig nicht zu sehen war.

Aber jetzt hatte Hans Lux die Stelle erreicht, wo ein Reiter zu Pferde hielt und ein freies Pferd am Zügel führte.

Mit einem einzigen Sprung saß der Hauptmann im Sattel, und dann stoben die beiden davon, als hätte die Nacht sie verschlungen.

Sie ritten und ritten, denn mehr als zwanzig Meilen entfernt war die Grenze.

Aber die braven Tiere hielten aus, und ehe noch der Morgen tagte, setzte der Rappe des Hauptmanns mit einem tollen Satz über den Schlagbaum des Hohenhainer Landes hinweg.

Drüben erst, wie sich der graue Osten rosig zu färben begann und das Leben erwachte in dem frühlingsknospenden Birkenholz, das sie durchritten, da erst fand der Flüchtling Zeit, seinen Begleiter näher zu betrachten, und erkannte mit einem Lachen, das doch wie ein Schluchzen klang, in ihm die treue Dienerin seiner Geliebten: Martha Weißfohl.

Die hübsche schlanke Person hatte Männerkleidung angelegt, und wenn auch die graue Joppe sich über der vollen Brust etwas spannte, so gab sie doch keinen so üblen Reitersmann ab in dem kecken Habit mit dem grünen Jägerhütchen, unter dem sie ihr dunkles Haar versteckt hatte.

Hans Lux, der vom Pferde gestiegen war und der Kammerzofe beim Absteigen Ritterdienste leistete, wie einer Dame, konnte nicht anders: er zog das brave Weib an seine Brust und küßte es herzlich.

Jetzt, wo die gewaltige Anstrengung vorüber war, eine Anstrengung, die für das Weib doch noch zehnmal mehr bedeutete, jetzt machte die Frauennatur ihr Recht geltend, Martha Weißfohl weinte von Herzen. Aber auch dem Manne feuchtete sich das Auge vor der Größe dieser Treue und Hingebung.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Schwarzenauer Straße hinauf gingen im Sonnenschein eines Maientages zwei Frauen, welche die Tracht der dortigen Gegend und Kiepen auf dem Rücken trugen, die mit Kohl und Feldfrüchten gefüllt schienen.

Für Bauersfrauen waren es ein paar feine zierliche Gestalten. Die feinen Knöchel umschloß der schwarze Lederschuh, und die Waden, die der kurze, abstehende Warprock frei ließ, staken in weißen Strümpfen. Unter dem Samtmieder sah man das grobe weiße Zwillichhemd, aus dem runde, braune Arme hervorsahen, und um den Hals schlang sich das geblümte Fürtuch, das in den Ausschnitt des Mieders hinabsank. Um den Kopf waren ebenfalls helle, bunte Tücher gebunden, in jener Flügelhaubenart, wie sie in manchen Gegenden noch von den Landarbeiterinnen getragen werden.

Wer ihnen aber nachgeschlichen wäre und das gedämpfte Gespräch, das die beiden miteinander führten, belauscht hätte, der hätte sich sicherlich noch viel mehr gewundert über diese beiden Bäuerinnen, die, unter der Last ihrer Kiepen ein wenig nach vorn gebeugt, rasch dahin schritten.

„Und wird sich Ihr Bräutigam nicht um Sie ängstigen?“ fragte die vollere von beiden, „immerhin ist es doch ein gefahrvolles Unternehmen, in das Sie sich da einlassen?“

„Mein Bräutigam ist nicht mehr in Hohenhain,“ sagte die zartere, die keine andere als Rose Feistel, die Nichte des Hirschenwirtes, war.

„Nachdem die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen worden ist …“

„Also er ist wirklich außer Verfolgung gesetzt worden?“ fragte die andere, unter deren buntem Gewand sich die Kammerfrau der Erbprinzessin verbarg.

„Ich habe zwar nicht alles über diesen Prozeß gehört, aber soviel ich mich erinnere, beschuldigte man den Herrn Forstassessor, sich an der ihm anvertrauten Kasse vergriffen zu haben … Natürlich habe ich mir gleich gedacht, da ich ja Ihren Herrn Bräutigam von früher zu kennen die Ehre hatte, daß es sich auch hier wiederum nur um eine bösartige Intrige handelt.“

Rose Feistel nickte eifrig.

„Ganz recht, es wäre vielleicht auch niemals herausgekommen, wenn nicht eines Tages der Wilddieb gefangen worden wäre, der damals auf meinen Bräutigam schoß und ihn so schwer verwundete.

Der und der Leibjäger des Erbprinzen haben den Einbruch in der Rendantur zusammen verübt, und bei der Verhaftung des Wilddiebes sind Papiere gefunden worden, die aus dem Einbruch herrührten …

Und denken Sie, gleichzeitig mit dem Bekanntwerden dieser Verhaftung ist jener Martin Glauchau, den mein Bräutigam übrigens schon früher einmal beim Wildern abgefaßt hatte, aus der Residenz verschwunden. Vorher aber hat er noch an den Forstassessor einen Brief geschrieben, in dem er alles eingesteht und in dem er behauptet, der Leutnant von und zu dem Walde hätte ihn zu dem Einbruchsdiebstahl angestiftet.“

„Und was ist darauf mit dem Leutnant geschehen?“ fragte Martha Weißfohl.

„Mein Bräutigam hat diese Sache ganz auf sich beruhen lassen,“ entgegnete das schöne Mädchen, „der Leutnant war schon vorher durch unseren Fürsten des Landes verwiesen worden und Eduard denkt zu vornehm, um seinen Feind, der ja so wie so unschädlich gemacht ist, zu verfolgen.“

Die Kammerfrau schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Das hätte Ihr Bräutigam doch tun sollen, solche Menschen sind wie wilde Tiere, man muß sie unschädlich machen, wo man ihrer habhaft werden kann! …“

„Aber wir müssen uns jetzt vorsehen,“ fügte sie leise hinzu, „wir sind schon in der Nähe der Anstalt, dort hinter den Bäumen, wo der Weg sich nach rechts wendet, werden Sie die ersten Pavillons sehen … Wenn wir dort hindurchgehen, können wir Ärzten und Wärtern begegnen, und dann müssen wir platt mit’nander sprechen und uns über unseren Handel unterhalten.“

„Soviel ich weiß, befindet sich die Prinzessin in dem mittelsten Pavillon, der von einem Gitter umschlossen ist. Man wird uns da ohne weiteres einlassen und ich werde versuchen, etwas von meinen Waren zu verkaufen, indessen Sie, so naiv wie möglich, in den Garten gehen. Sie kennen ja meine unglückliche Herrin und Sie werden sie, davon bin ich überzeugt, dort irgendwo finden, dann bieten Sie ihr Rosen zum Kaufe an und geben ihr den von uns gebundenen Strauß … Nicht wahr, Sie werden alles ordentlich ausführen?“

„Aber gewiß!“ beteuerte Rosel. „Was an mir liegt, soll geschehen … Wenn wir sie nur zu Gesicht kriegen, die Frau Erbprinzessin!“

„Das steht in Gottes Hand!“ sagte die andere, „und wenn es uns heute nicht möglich ist, zu ihr zu gelangen, so müssen wir unseren Versuch wiederholen. Ich wenigstens werde nicht eher ruhen, als bis ich sie gesehen und gesprochen habe. Was mir dabei geschieht, will ich als mein Schicksal gern in den Kauf nehmen.“

Die beiden Bäuerinnen schritten nun schweigend weiter und befanden sich nach kurzer Zeit in dem Gehege der Schwarzenauer Irrenanstalt.

Von weitem machte dieses für so unglückliche Menschen bestimmte Heim gar nicht den Eindruck, der sich einem bei der Besichtigung derartiger Anstalten sonst wohl aufdrängt.

Zwischen Gärten und Feldern verstreut lagen die einzelnen, fast kokett im Pavillonstil erbauten Häuser und auf den Wegen, bei ländlicher Arbeit oder auf dem

Spaziergang begriffen, sah man in hellgestreiften Anzügen die Kranken, die keineswegs einen unglücklichen Eindruck machten. Eine breite Allee von blühenden Kirsch- und Birnenbäumen führte zwischen den Häusern hindurch nach dem Hauptpavillon.

Dieser war aber von einem hohen, eisernen Gitter umgeben.

Die beiden Bäuerinnen sprachen platt miteinander, als wären sie wirklich hier in der Gegend geboren und hätten ihr Leben nur Rüben und Kohl gepflanzt.

Ein junger Arzt kam vorbei und rief ihnen ein Scherzwort zu, das sie mit dem kichernden Lachen solcher Mädchen erwiderten.

An der Pforte des Eisengitters klingelten sie.

Eine Wärterin ließ sie ein und fragte, ob sie frische Eier hätten.

„Woll, woll," sagte Martha Weißfohl, über ihre Schultern deutend.

„Dä ganze Kurb is full!"

Die Wärterin führte sie bis an das Portal und sagte dann, sie möchten hier einen Augenblick warten, sie würde die Wirtschafterin herausholen.

Die Bäuerinnen setzten ihre Kiepen auf den breiten Steinstufen nieder, und während Martha Weißfohl auf ihrem Posten blieb, ging Rosa Feistel, wie Händlerinnen das zu tun pflegen, um das Haus herum, in den Garten, dabei hielt sie in ihren Händen Anemonen und Veilchen und einen ganzen Busch duftender Rosen.

Aber sie mußte an sich halten, um nicht durch einen Laut der Überraschung ihre Freude merken zu lassen, als ihr, kaum daß sie um die Ecke war, die Prinzessin Margarete selber begegnete.

Die hohe Frau, deren stolze Züge durch die ausgestandenen Leiden noch mehr vergeistigt schienen, blieb mit dem Ausruf: „O, die herrlichen Blumen!" stehen.

„Kann man davon welche haben, mein Kind, was kosten sie denn?"

Rose errötete und reichte der Erbprinzessin mit einem tiefen Knicks einen Rosenstrauch, war aber so bewegt, daß sie kein Wort heraus brachte.

Die Prinzessin zog ihre Börse hervor und gab dem Bauernmädchen lächelnd einen Taler.

Plötzlich aber blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Offenbar war ihr die Ähnlichkeit mit irgend jemand, den sie früher schon einmal gesehen hatte, aufgefallen und als sie sich dann zum Gehen wandte, schien in ihrer Haltung die Bestätigung zu liegen, daß es ihr gelungen war, sich an jenen Tag zu erinnern, an dem sie dieses Mädchen, wenn auch in anderer Kleidung, auf der nach Schwarzenau hinausführenden Straße gesehen hatte.

Rose ging der Dame nach und sah, wie sie beim Anblick ihrer Gefährtin abermals einen Moment anhielt und stutzte.

Was sie aber nicht sah, war der Blick, den die Erbprinzessin mit der Bäuerin wechselte, in der die hohe Frau sofort ihre ehemalige Kammerzofe wiedererkannte.

Doch ließ sich Prinzeß Margarete absolut nichts anmerken. Es gelang ihr, ihre starke Gemütsbewegung niederzukämpfen, und während die Bauersfrau mit der Wirtschafterin über den Preis der Eier unterhandelte, schritt die Erbprinzessin leichten Fußes und wie von einem Hauch der Liebe und Freiheit angeweht, ins Haus hinein.

In ihrem Salon fand Prinzeß Margarete die Freiin von der Gothe, die sich ebenfalls über die schönen Rosen freute und daran riechen wollte. Aber mit einer fast ungezogenen Bewegung wandte sich die Prinzessin zur Seite und ging weiter in ihr Schlafzimmer.

Als gleich darauf der Professor Mammerle in den Salon trat, meinte die Freifrau mit einem bedauernden Achselzucken:

„Es ist traurig, wie der Zustand der hohen Patientin sich mit jedem Tage verschlimmert, jetzt verlieren sich sogar schon die guten Manieren, welche Personen von solchem Stande doch sozusagen angeboren sind.“

Der Professor lächelte fast wehmütig.

„Ja, ja, meine gnädige Frau, es ist furchtbar anzusehen, dieses Elend! Und nun denken Sie, wir armen Ärzte, die ihr Leben lang unter diesen Unglücklichen verbringen müssen, die sozusagen fast täglich vom Wahnsinn umgeben sind, von dieser fürchterlichen Krankheit, die selbst vor den Thronen und Kronen nicht Halt macht!“

Und dann schüttelten sich diese beiden Biederleute gerührt die Hand und trennten sich, indem der Professor dachte:

„Kein Wunder, daß bei solch einer alten Giftspinne wie du die Umgebung allmählich ihre guten Manieren einbüßt!“

Während die Freifrau von der Gothe zu dem unausgesprochenen Resultat kam:

„Was magst du, alter Heuchler, wohl dafür bezahlt bekommen, daß du dieses verworfene Weib, das ganz wo anders hingehört, als in eine Irrenanstalt, für krank ausgibst und hier beherbergst!“

Die aber, von der die beiden sprachen, hatte sich in ihr Boudoir eingeschlossen und bedeckte den Brief, der in den Rosen steckte und von der Hand ihres Liebsten herrührte, in dem mit tausend Versicherungen seiner Zärtlichkeit und Liebe ein genauer Fluchtplan ausgearbeitet war, mit ihren Küssen und Tränen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die ganze Nacht über konnte die Prinzessin Margarete kein Auge zutun.

Ihre Kammerfrau und das junge Mädchen, welche sie beide gestern erkannt hatte, waren, wie ihr der Hauptmann in dem Briefe mitteilte, noch gestern abends über die Grenze gegangen. Nur er selbst und Jürgen Gelbhaar, der Hirschenwirt, sein Bundesgenosse, warteten noch, um dann mit der Prinzessin zugleich das Land für immer zu verlassen.

Denn schon vor geraumer Zeit hatte der Wirt Haus und Hof verkauft. Seine Wirtschaft brauchte er nicht mehr zu verkaufen, die hatten ihm die Hohenhainer Behörden durch allerhand Schikanen und dadurch, daß sie ihn zeitweise selbst in Haft nahmen, so zugrunde gerichtet, daß in der letzten Zeit so gut wie gar keine Gäste gekommen waren.

Da hatte er denn, entschlossen, wie er war, eines schönen Tages der Annemarie ihren Lohn bezahlt und ein Schild vorn an die Einfahrt gehängt, mit der Aufschrift: „Dieses Grundstück ist zu verkaufen.“

Bier verschänkte er nicht mehr, aber mit ein paar Freunden, die noch zu ihm hielten, trank er fröhlich und bei billiger Forderung den guten alten Wein, der noch im Keller war.

Das war der Jürgen Gelbhaar, der einem Taler keine Träne nachweinte, wenn er ihm aus der Tasche rollte. Aber es gab noch einen anderen, den Hirschenwirt, der nie im Leben eine Unbill erlitten hatte, ohne mit seiner starken Faust dafür gebührenden Zoll zu zahlen.

Und der Jürgen Gelbhaar kam mit offenen Armen dem Manne entgegen, der eines Abends im blauen Leinwandkittel, mit Seilerware bepackt, bei ihm eingekehrt war. Das heißt, als er sich zu erkennen gegeben hatte als Hans Lux von Schroppsdorf, ehemaliger Hauptmann und entsprungener Zuchthäusler.

Denn in Hohenhain gab’s keinen Menschen, der die Geschichte des Liebsten der Prinzessin Margarete nicht kannte, und wenige, die den Armen, welcher seiner Herzensneigung zum Opfer gefallen war, nicht wegen seines furchtbaren Schicksals bedauerten.

Hatte doch der „Bote für die Residenz und Umgegend“ es sich nicht entgehen lassen, diese ganze Affäre in ausführlichster Schilderung seinen Lesern vorzusetzen. Und am Stammtisch von Jürgen Gelbhaar, wo jetzt nur noch wenige Leute, die aber sämtlich geschworene Feinde der Hohenhainer Regierung waren, den Becher leerten, war die Flucht des Hauptmannes laut vorgelesen und in ihrer kühnen Ausführung gebührend gewürdigt worden.

So fand Hans Lux in dem Hirschenwirt, den er nie vorher gesehen hatte, einen aufrichtigen und treuen Freund, auf den er sich fest verlassen konnte.

Das alles hatte, wenn auch nur mit wenigen Worten, der Hauptmann seiner noch hinter den Gittern der Irrenanstalt schmachtenden Geliebten geschrieben und hatte ihr außerdem empfohlen, sich vom nächsten Tage an bereit zu halten zur Flucht, und wie überraschend ihr die Ereignisse auch kommen mochten, ohne mit der Wimper zu zucken, alles zu tun, was man sie tun heißen würde …

* * *

Und sie hatte sich kaum erhoben, voll bebender Erwartung und voller Hoffnung in den jungen Tag hinausblickend, als die Freiin von der Gothe bei ihr eintrat und ihr die Mitteilung überbrachte, Seine Durchlaucht der Fürst von Hohenhain habe sie für diesen Vormittag zu sich ins Schloß entboten. Sie möchte die Güte haben und sofort Toilette machen.

Die Erbprinzessin zeigte eine gut gespielte, freudige Überraschung und beeilte sich, einen Reisemantel überzuwerfen, dann wählte sie ein möglichst unauffälliges Hütchen und steckte ohne daß die Oberhofmeisterin es bemerkte, was sie an Juwelen bei sich hatte, in ihr Handtäschchen.

Im Salon traf sie den Professor Mammerle, der ihr ein Handschreiben Max VII. zeigte, mit dem Insiegel der Hofkanzlei, in dem er, der Professor, aufgefordert wurde, die Prinzessin sofort mit der unten harrenden Hofequipage ins Schloß zu senden.

Die Prinzessin nahm einen freundlichen Abschied von ihm und begab sich in Begleitung der Freifrau hinunter durch den Garten und bestieg die vor dem Portal haltende Equipage.

Ihr fiel es sofort auf, daß das an den Schlag gemalte Wappen nur eine einfache fünfzackige Krone aufwies. Frau von der Gothe merkte davon aber nichts.

Auf dem Bock der Equipage saßen in steifer, würdevoller Haltung der Kutscher, auf dessen flachsgelbem Haar und kleinem englisch geschorenen Backenbärtchen die durch die Zweige der Bäume fallende Sonne spielte. Der Bediente neben ihm war ein Mann von riesenhafter Figur, dessen glatt rasiertes Gesicht einen humoristischen und kecken Anstrich hatte.

Sobald die Damen im Wagen Platz genommen hatten, setzte sich die Equipage in Bewegung und, nachdem sie das Terrain der Anstalt verlassen hatten, fielen die Pferde in Galopp und der Wagen rollte im schnellsten Tempo auf der Straße nach Hohenhain hin.

Aber plötzlich wurde das Gespräch der Damen, welches von seiten der Prinzessin heute in besonders heiterer Weise geführt wurde, dadurch unterbrochen, daß der Wagen still hielt und der vom Bock springende Kutscher mit einer chevaleresken Verbeugung den Schlag öffnete und sagte:

„Sehr geehrte Frau Oberhofmeisterin,“ er nahm bei dieser Anrede mit einem raschen Griff nicht nur den Zylinder, sondern auch die flachsgelbe Perücke herunter, worauf das schwarze, kurz gehaltene Haar des Hauptmanns von Schroppsdorf sichtbar wurde.

„Ich gestatte mir, Ihnen meine Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen auszusprechen und bedaure, daß ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schon in demselben Moment einbüßen muß, wo wir uns wiedersehen! … Darf ich Sie bitten auszusteigen und Ihre Reise zu Fuß fortzusetzen.“

Die Freifrau wollte etwas erwidern und sich gegen diese Zumutung verwahren, aber der Hauptmann ließ sie gar nicht zu Worte kommen, in einem weit weniger höflichen Tone setzte er hinzu:

„Sollten Sie aber die Absicht haben, uns durch irgend welchen Widerstand Schwierigkeiten zu bereiten, so wird mich Ihre Würde keinen Augenblick hindern, Sie drüben in den Straßengraben zu werfen!“

Darauf erhob sich die Dame von ihrem Sitze und verließ mit einem lauten „Pfui“ die Equipage.

Aber der Hauptmann, der sich sofort auf ihrem Platz niederließ und noch im Angesicht der Freifrau seiner Geliebten den ersten Kuß gab, lachte nur herzlich.

Dann zogen die Pferde an und Frau von der Gothe sah in wenigen Minuten den Wagen im Staube der Landstraße ihren Blicken entschwinden.

Als sie nach mehr als einer Stunde in der Residenz anlangte, sandte man zwar sofort Depeschen nach allen Richtungen, aber die Flüchtlinge hatten sich zu gut vorgesehen. Erst nach Tagen kam die Nachricht, daß sie die englische Küste erreicht hätten und in Sicherheit wären.

Die ersten aber, die sie dort trafen, waren der Forstassessor und seine ihm am Tage vorher angetraute Rose.

Sie beide, der Hirschenwirt und die treue Kammerfrau, bildeten vorläufig den kleinen Hofstaat der Prinzessin, die aber, wie sie selber sagte, nichts mehr ersehnte, als die fürstliche Würde von sich abwerfen zu können und nur noch, vereint mit dem Hauptmann, als dessen treues und ergebenes Weib leben zu dürfen!

– Ende. –

Notiz zur Bibliographie:

Zuvor wurde dieser Roman auch schon 1904 in der Berliner Wochenillustrierten *„Die Zeit im Bild“* veröffentlicht (Jahrgang II, ab Heft Nr. 40).

Jahrg. II. Preis 10 Pfg. Nr. 40.

DIE ZEIT IM BILD

Jn dieser Nummer beginnt:

Der Roman einer Prinzessin

von H.....H.....



Die Erstausgabe als Buch erschien dann 1906 im *Hugo Steinitz Verlag*, Berlin.



Inserat im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* (Jg. 73, Nr. 108 vom 11.05.1906, S. 4763). – Am 29.06.1906 wurde das Buch dort im amtlichen Teil als Neuerscheinung gelistet (in Nr. 148, S. 6401).